Zeitschrift: Pädagogische Monatsschrift für die Schweiz

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein

Band: 6 (1861)

Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pädagogische Monatsschrift

für die

Schweiz.

Im Auftrage des schweizerischen Lehrervereins

herausgegeben

von

H. Zähringer.

Sechster Jahrgang.

Drittes Heft.

Zürich,
Verlag von Meyer & Zeller.
1861.

Preis für den Jahrgang 1 Thlr. 15 Ngr. = 5 Fr.

Inhalt des dritten Heftes 1861.

I. Abhandlungen. Das verhochdeutschte Hausdeutsch. Von O. Sutermeister.

II. Recensionen. 1. Theodor Müller's Jugendleben von Pabst. — 2. Cassian's Weltgeschichte. — 3. Niggeler's Turnschule. — 4. Prinzinger, Grundsätze der altdeutschen Schriftsprache.

III. Verschiedene Nachrichten. 1. Eidgenossenschaft (Rütli-Urkunde). — 2. Neuenburg (Fragen für 1861). — 3. St. Gallen Besoldung der Primarlehrer; Taubstummenanstalt).

IV. Vermischtes. Das Frickthal und Hr. Rektor Birrcher.

Abhandlungen.

Das verhochdeutschte Hausdeutsch.

Ein Vortrag gehalten in der Sektionsversammlung des Schulkapitels Meilen am 22. Dezember 1860.

Der Gegenstand, dem ich Ihre Aufmerksamkeit für ein paar Augenblicke zuwenden möchte, ist für uns Alle ohne Ausnahme eine Berufs- und Herzenssache zugleich. Gerade in diesem Prädicate aber sehe ich mir auch die Art vorgezeichnet, wie ich Ihnen denselben vorzuführen habe. Ich habe dabei nämlich nichts Anderes zu thun, als einem Zuge unserer Zeit zu folgen, die im Kleinsten wie im Größten, in Wissenschaft, in Kunst und Religion nach Nichts sehnlicher und stärker trachtet, als nach der innigen gegenseitigen Durchdringung von Idealismus und Realismus. Wir lieben und feiern und idealisiren, aber wir prüfen und richten und realisiren auch auf jedem Punkte; wir pflegen den Gedanken, aber wir wollen ihm in Anschauung und Erfahrung auch einen richtigen und fruchtbaren Boden schaffen. Wir stehen mit Leib und Seele ein für die Wahrung unserer angestammten natürlichen Volksthümlichkeit in Sitte und Sprache gegenüber dem gleißnerischen Stadt- und Weltbürgerthum,

Das da will Berg und Thal vergleichen,
Alles Rauhe mit Kalk und Gyps verstreichen —

aber wir bleiben in unserer Selbstschätzung gleichzeitig auch immer nüchtern, realistisch und objectiv genug, um uns nicht von der nackten Erfahrung überraschen zu lassen, daß unter Umständen „eilf Ochsen und ein Bauer wohl dreizehn Stück Vieh sein können", daß „ohne den bildenden Gegensatz von Schule und Cultur die Dorfnatur bis zur Säuerei und Hundezucht herabsinken muß." Wir wissen, daß dem Volke gegenüber der bloß schönthuende Liebhaber und Dorfgeschichtenschreiber ein Mensch ist, der nur sich selber zum Besten hält, ein Auerbachscher „Don ranudO von und zu Geistreichenheim", von dem es im gelindesten Falle sagt: Gelehrt mag er sein, aber doch nicht recht gescheit: er kennt uns nicht. Mit einseitiger Gemüthsphilosophie oder Phantasieseligkeit reichen wir überhaupt nirgends aus. Die Pädagogik stellt darum der erbaulichen zusammenhängenden Lectüre des deutschen Unterrichtes die auf's Einzelnste gerichtete analysirende Regel, Gram-

matik und Logik zur Seite. Die Poesie findet ihre höchste Vollendung in der Hand in Hand mit der Production gehenden Reflexion und Critik. Der Realist nach Neigung und Beruf kann seine zähe Anhänglichkeit, ja seine heimliche starke Liebe zur angebornen Sprache nicht verläugnen, und der Idealist, der Philosoph und begeisterte Germanist hinwieder findet in der nüchternsten, zersetzendsten Betrachtung dieser Sprache gerade seine Berufs- und Lebensfreudigkeit. Das gilt von dem genialen Brüderpaar der Humboldt bis herab zum ersten Besten unter uns. Die Sprachforschung, die sich auf dem Gebiete der Geschichte bewegt, ist eben genau so realistisch, als jede andere Völker-, Cultur- und Naturgeschichte. Idealismus und Realismus streben in der Sprache nach Vereinigung, weil ein jeder für sich allein hier noch niemals mehr gewesen ist, als ein todtgebornes Kind. Ein Schiller, der das eigene Erzeugniß seines poetischen Genius als Werdendes und als Gewordenes mit der prüfenden, realistisch-objectiven Wissenschaftlichkeit eines Materialisten betastet — und ein Gedanken- wie Phosphor secirender Moleschott, der, wie wir selbst erlebten, voll poetischen Schwunges den Lieblingspoeten der Nation an seinem hundertjährigen Geburtstage betostet: Was thun sie denn damit beide Anderes, als Zeugniß ablegen, daß Jeglicher die Versöhnung der beiden Weltprincipe in seiner Brust als persönliches Bedürfniß empfinde. Schiller und Moleschott also idealisiren und seciren in Einem Zuge — und so mögen wir denn auch in unserm bescheidenen Kreise eine solche zeitbildliche Verbindung vornehmen: in dem Schooße der Sektion eines Lehrer-Capitels aus einem der ideellsten Capitel eine kritische Sektion.

Wie die Sprache das Ideal, das erste und theuerste Gut unserer Menschlichkeit ist, dieß wissen und empfinden wir Alle längst; und wenn ich zu Ihnen von der Sprache unserer Heimath rede, dann weiß ich, daß Ihnen erst recht das Herz aufgeht. Was sagen Sie aber dazu, wenn ich von vornherein und geradezu behaupte, daß eben Sie pflichtmäßigst bemüht sind, das Ureigenthümlichste dieser unserer Erbsprache zu Grabe zu tragen? In dem Momente nämlich, wo Ihre Leitung des Kindes beginnt, greift in diesem auch der Conflict Raum zwischen der Sprache, die es von seiner realen Mutter weg mitbringt, und derjenigen, welche ihm die Nation, seine ideale Mutter, vertreten durch die Schule, entgegenträgt; ein Conflict, der mit dem zunehmenden Maße der Bildung des jungen Menschen zu immer entschiedener Adoptirung der neuen, der idealen Muttersprache ausschlägt.

Da gilt es denn, Ihrer Aufgabe und Stellung recht bewußt zu werden gegenüber der durch die Bildung gebotenen und nach der Erfahrung schon vielfach zuwege gebrachten Aufgebung eines theuren Momentes aus unserer Gemüths- und Heimaths-Welt; d. h. ein deutliches und fruchtbares Bewußtsein zu erlangen über die Art der Ueberleitung vom Hausdeutsch zum Hochdeutsch, über Berechtigung und Maß der provinziellen Färbung des letztern, über Vorzüge und Beschränktheiten beider, und über die Fälle, wo das Hochdeutsch verhausdeutscht, und das Hausdeutsch verhochdeutscht erscheint. Ueber die ersten dieser Punkte

wäre nicht nur ein Buch zu schreiben; es stehen uns vielmehr darüber bereits ganze Bibliotheken wirklich zu Gebote. Einer Aufzählung derjenigen Schriften, welche die praktische Verwendung der Mundart in der Schule behandeln, enthebt mich die Nennung einer einzigen: In Burgwarts Morgenstimmen eines naturgemäßen und volksthümlichen Sprach- und Schulunterrichtes in niederdeutschen Volksschulen, finden Sie nämlich eine Zusammenstellung und Beleuchtung aller einschlägigen, nur irgendwie bedeutsamen, sei es in Zeitschriften oder Archiven zerstreut niedergelegten, sei es zu ganzen Systemen verarbeiteten Voten. Ueber den zweiten und dritten der genannten Punkte, den berechtigten und wohlthätigen Einfluß der einzelnen Mundarten auf das gemeinsame Hochdeutsche, sowie über ihre beidseitigen absoluten Eigenthümlichkeiten können Ihnen die ausgedehnteste Auskunft jene mannigfachen einläßlich wissenschaftlichen Betrachtungen geben, die Sie in der von Pangkofer 1854 begründeten und von Frommann bis heute fortgeführten Zeitschrift der „deutschen Mundarten" finden, und in der diesen Theorien veranschaulichend parallel laufenden Mundartprobensammlung von Firmenich Germaniens Völkerstimmen, einer Sammlung, die schon im Jahr 1847 457 deutsche Mundarten aufzeigte; 7 Jahre später 564, und heute bei ihrem Abschlusse nicht weniger als 663.

Nur über den letztgenannten Punkt möchte ich Ihnen einige selbstständige Gedanken mittheilen, die sich mir aus längerer Erwägung darboten: über das verhochdeutschte Hausdeutsch nämlich; über die Nothwendigkeit und Thatsache, daß im Gefolge der Bildung, wie sie die Schule anbahnt und fortleitet, ein Conflict sich geltend mache zwischen Mundart und Hochdeutsch, ja allmälig eine unvermeidliche Vermischung, über welcher Lehrende und Lernende nur schwer mehr das Bewußtsein von Dem bewahren, was in ihrer eigenen Rede noch ächte Mundart und was angelerntes Schul- oder Hochdeutsch sei. Mein Satz lautet also:

Mit Schule und Bildung beginnt eine Anfeindung und Trübung der Mundart, die bei dem Einzelnen, und vorzugsweise bei dem Lehrer um so stärker wird, je weniger er diese Thatsache erkennt, d. h. zum Bewußtsein über den Grundcharakter der Mundart gelangt.

Daran anknüpfend werde ich mir alsdann erlauben, Ihnen einige Andeutungen zu geben, wie der so gefährdeten, bald verfälschten, bald aufgegebenen Mundart von Ihrer Seite ein gerechtes und schützendes Bewußtsein zu Hülfe zu kommen vermöchte.

Die Mundart ist darum „das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft", weil sie unsere eigentliche Muttersprache ist, d. h. die unmittelbar aus der Seele der Mutter in unsere Kindesseele hinübergeströmte. Gleichwie aber des normalen Weibes Thun und Denken nach unerforschlichem, indeß unveränderlichem Gesetze ein gebundenes ist, ein vorherrschend dem räumlich und geistig Nächstliegenden und Unmittelbaren zugewendetes, das weder den Tiefblick und Hochflug des männlichen Geistes, noch die nach Außen und in's Weite greifende männliche That jemals erreicht, so ist auch die reine ursprüngliche

Muttersprache, die wir Mundart nennen, weiblich beschränkt in Wesen und Ausdruck, und zwar um so intensiver beschränkt, als zu dieser unfreiwilligen Beschränktheit noch eine absichtliche Beschränkung von Seiten der Mutter hinzutritt: in Wortbildung, Flexion und Syntax die vollständigste, möglichste Accommodation an die ersten sinnlichen Bedürfnisse, an die bequem-nachlässigen, bald stammelnden, bald überstürzenden, primitiv gebundenen Sprechorgane des Kindes. In ihr kommt daher auch genetisch nothwendig vor Allem das Familienbewußtsein und Familienverhältniß zum Ausdruck und sodann alle die Dinge concreter und abstracter Art, welche in unmittelbarem Zusammenhang mit diesen Begriffen stehen: wie die Begriffe und Vorstellungen des häuslichen Heerdes, der Vertraulichkeit und engern Freundschaft, des heimathlichen Grund und Bodens, der Particulartradition, der Localsage und provinziellen Sitte. So wie sie aber dieses ihr Gebiet überschreitet, ist sie in der Fremde, ohnmächtig, unverstehend und unverstanden. In Realitäten und Idealitäten sieht sie sich in jene bestimmten Marken gebannt. Höhere, allgemeine, weltumfassende und weltbewegende Begriffe verlangen und schaffen sich eine Sprache, welche über alle Subjectivitäten, Individualitäten und Provinzialitäten herauszuragen, welche ein Band der Verständigung und Einigung zur numerisch größtmöglichen Gemeinschaft in Denken und Leben zu werden im Stande ist. Und diese weite, objectivste Convenienz- oder Cultursprache ist für unsern Volksstamm das Hochdeutsch, eine formenscharfe, logisch bestimmte und geregelte und daneben gleichwohl dem unendlich reichen Inhalte entsprechende, weit angelegte, an Formenreichthum und Entwicklungsfähigkeit unerschöpfliche Sprache. So werden wir also mit dem „heimlichen und sichern" Hausdeutsch allen Dingen gerecht aus Haus und Heimath, aus dem nächsten persönlichen Verkehr und dem nächsten geistigen Bedürfniß; demjenigen dagegen aus Nation und Welt, aus den Höhen des Geistes, aus den Bedürfnissen der steigenden Cultur, der Religion, Wissenschaft und Kunst im höchsten Sinne allein mit dem Hochdeutsch. Die Mundart ist „die Urmacht in der physiologischen Grundlage des Sprachkörpers", das Hochdeutsch eine „nationale Culturmacht." (Wachsmuth).

Da nun aber so das Hochdeutsch einer See vergleichbar ist, in welchen eine fast unzählige Menge provinzieller Redeströme ausmünden — oder, wenn Sie lieber ein anderes Bild aufnehmen wollen, einem Baume, dessen Wurzel eine Zusammensetzung aus sämmtlichen Mundarten — so leuchtet der nothwendig organische Zusammenhang zwischen Mundart und Hochdeutsch von selbst ein, und damit auch das engste Ineinandergreifen, der bestimmte, unaufhörliche Wechselverkehr zwischen dieser Einzelsprache und dieser Gesammtsprache. Nicht nur die Aussprache verräth darum, auch bei der ehrlichsten Bemühung um ein reines Hochdeutsch, den Landsmann, sowie der Kellenländer oder der Weinländer, der Zürcher oder der Berner, der Schweizer oder der Schwabe, der Mittel- oder der Niederdeutsche nur den Mund öffnet; auch das blos stumm formirte Wort, der Styl in Brief und Buch offenbart dem mit der erforderlichen realistischen Vaterlandskunde und psychologisch-

phklologischer Wissenschaft Ausgerüsteten durchgängig mit deutlichen Zügen die provinzielle, ja oft sogar die locale Eigenthümlichkeit mundartlicher Wortwahl, Satzstellung, Redewendung, Dialektik und Logik, ja einer ganzen örtlichen Einzelpsyche. Und dieses an sich schon ganz unabweisliche und unausweichliche Hinübernehmen mundartlicher Elemente in das Gebiet der Gesammtsprache findet noch häufig in verstärktem Grade statt, wo sich das volle Bewußtsein und die directe Absicht damit verbindet. Es geschieht alsdann von Zweien Eines: Man begiebt sich — wie es die massenhafte Volksbelletristik unserer Tage thut, der Dorfgeschichten-, Volksgemälde- und Volkskalender-Schreiber — man begiebt sich auf das Sprachgebiet des Hochdeutschen und trägt diesem neue Elemente zu, und es wird der einzelne sog. Provinzialismus von der Gesammtsprache abgestoßen, oder tolerirt oder auch als erfrischendes, recrutirendes Moment, als Vehikel eines neugewonnenen Begriffes oder als neubelebende Form eines verbrauchten bleibend adoptirt. Hier wird also eine Zumuthung an die Gesammtsprache gemacht, welche diese nicht beeinträchtigen kann, weil sie der einzelnen Mundart gegenüber zu mächtig ist, ja welche vielmehr möglicher- und thatsächlicherweise mitunter als berechtigt anerkannt und befriedigt wird. Oder aber: Man begiebt sich auf das Ideengebiet des Hochdeutschen, und hält dabei doch fest an der Sprache der Mundart. Von diesem letztern Falle allein sprechen wir. Denn hier handelt es sich um eine Zumuthung an die Mundart, welcher diese niemals zu genügen vermag, welcher sie vielmehr nur gewaltsam und widernatürlich unterworfen werden kann. Beeinträchtigung, Beschädigung der Mundart ist nämlich das wirkliche Verdienst derjenigen, welche in Verkennung des bescheidenen mundartlichen Genius der Mundart erst rechte Geltung und Hebung zu verschaffen wähnen, indem sie dieselbe in den Dienst der Schule und Wissenschaft stellen wollen.

Denn die Schule, oder die mit ihr gleichbedeutende Geistesbildung und die Mundart sind heterogene, unvereinbare Momente. Die Schule kann zufolge ihres Begriffes gar nicht die Mundart gebrauchen, also auch nicht begünstigen; sie muß sich ihr vielmehr direkt entgegenstellen. Ihre allererste weckende und pflegende Thätigkeit ist auf das Sprachvermögen des Kindes gerichtet; Methode und System des Unterrichtes haben ihren ersten Haltpunkt in der sprachlichen Formulirung und Fixirung der Dinge. Diese aber wäre undenkbar ohne das Mittel der Schrift. So wenig aber die Schule des Schreibens entbehren kann, so gewiß wird durch eben dieses Schreiben der Kern der Mundart feindlich angegriffen, gefälscht und ertödtet.

Mit dieser raschen Schlußreihe habe ich das eine zu Anfang angedeutete Ziel meines Vortrages ausgesprochen. Ich versuche, Ihnen die Berechtigung derselben deutlich zu machen.

Ich schließe so: Mundart sprechen heißt unmittelbar sprechen, vom Mund weg sprechen, wie es Mutter und Kind thun, ohne Bewußtsein, in naturwüchsig angeerbter Form und nach dem allgemeinen menschlichen Drang. Schreiben heißt: von Sprache als einem Objecte, als von

Etwas, das auch außer uns liegen kann, wissen, und von diesem Wissen durch factische Trennung von dem Subjecte Gebrauch machen. Die Mundart reflectirt nicht über das Was noch das Wie des zu Sagenden; sie ist absolut naiv. Die Schrift setzt das Sprechen voraus; sie ist das Mittel, zu fixiren, was in der Vergangenheit gesprochen wurde, was in der Gegenwart gesprochen werden möchte oder sollte, was in der Zukunft gesprochen werden wird; sie reflectirt also die Sprache; sie gibt das Wort nicht unmittelbar, sondern übergibt es einem leblosen Medium und läßt es selber momentan leblos, also zur Sache, zum Objecte werden. Das Schreiben kann erst da beginnen, wo die Sprache über sich selbst zum Bewußtsein kommt; die selbstbewußte Sprache, die Sprache der Logik muß aber eine andere sein, als die des einfach natürlichen Verstandes *). So wie die Sprache sich objectivirt — und der erste Act liegt im ersten Schriftzeichen — da beginnt auch die Aufstellung von conventionell-uniformem Gesetz, Regel und fixer Form: das gerade Gegentheil von dem freien natürlichen Gebrauch des unbeschränkten, ursprünglichen, individuellen Wortes. Das Schreiben ist eine Kunst und beruht, wie alle Kunst, auf der Nachahmung: es ist die Nachahmung des Sprechens, also nicht die Unmittelbarkeit, das Leben selbst, nicht ein natürlicher Proceß, sondern eine durch Reflexion, durch Geistesbefreiung zu erwerbende Uebung. Es liegt also gar nicht in unserer Macht und Willkühr, die Mundart zu schreiben; denn so wie wir schreiben, haben wir das Sprechen schon objectivirt, d. h. die Unmittelbarkeit und Subjectivität des gesprochenen Wortes aufgegeben: das Wort wird ein anderes. Die Thatsache, daß wir seit Jahrhunderten, d. h. seit der allgemeinen Pflege der Wissenschaften, wirklich ein so wesentlich anderes Wort schreiben, als wir sprechen, ist demnach psychologisch als nothwendig constatirt. Die Schrift und ein über das gesprochene Wort erhobenes, ihm durch Selbstbewußtsein überlegenes und dadurch für alle Functionen des sich aufbauenden Geistes; der sich entwickelnden und vollendenden Cultur tauglich gemachtes, sind zwei sich bedingende Factoren. Alle Schrift ist darum nach Grundbegriff und letzter Wirkung eine Hieroglyphik, eine heilige Schrift.

---

*) Die chinesischen Geschichtschreiber sagen, daß in der Krisis, wo ein Mittel sich bildete, Ideen zu überliefern und ihnen beständige Dauer zu verleihen, Himmel, Erde und die Geister alle in Bewegung gekommen seien. Die Bewohner des Hades weinten in der Nacht, aber die Himmel regneten als Ausdruck der Freude reifes Getreide herab. Seit der Erfindung des Schreibens nämlich begann das Ränkeschmieden des menschlichen Herzens wirksam zu werden, falsche und irrthümliche Geschichten nahmen täglich zu; Streitigkeiten und Einkerkerungen entstanden, und dadurch auch trügerische und ränkevolle Sprache, welche so viel Verwirrung in der Welt hervorbringt. Aus diesen Gründen weinten die Schatten der Abgeschiedenen bei Nacht. Aber aus der Erfindung des Schreibens ging auch höflicher Verkehr und Musik hervor; Vernunft und Gerechtigkeit wurden offenbar; die Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens wurden beleuchtet und die Gesetze festgestellt; Statthalter hatten Regeln, auf die sie sich bezogen; Schüler hatten Autoritäten, die sie verehrten; und dadurch erfreut, regneten die Himmel reifes Getreide herab.

Die nächste Folge ist nun, daß in dem Individuum allmälig die ursprüngliche reine Uebung der Mundart beeinträchtigt wird. Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck oder Belesenheit und reines Sprechen der Mundart finden Sie deshalb fast nie beisammen. Vielschreiber und Vielleser sind schlechte Mundart-Redner; ja wir Alle, die wir hier sind, sprechen — nur etwas genauer zugesehn — ein barbarisches Gemisch von Mundart und Schriftsprache; wir sprechen messingsch, wie die Plattdeutschen sagen.

Ich glaube mich kaum zu irren, wenn ich annehme, diese Behauptungen haben Ihre Zustimmung, auch ohne daß sie weiter ausgeführt werden. Aber zwei gewaltige Einwürfe überhöre ich nicht, die Sie gleichwohl auf der Zunge haben.

Warum — so mögen Sie fragen, halten wir denn doch so zähe auf unserer Mundart, auch dann noch, wenn wir uns überredet und überzeugt haben, daß ihr die allererste Bedingung von Schule und Cultur entschieden entgegenstehe; daß sie die Manifestation des gebildeten Geistes nicht sein könne? Die Antwort ist einfach: die Natur liegt uns näher als die Cultur; wir fühlen uns doch immer auch, und mit ursprünglicher Vorliebe, in unserer kindlichen, naiven, familiären Lebensunmittelbarkeit.

Gewichtiger scheint Ihr zweiter Einwurf, der lauten kann: Wie steht es denn aber um die Logik unserer Beweisführung von der Unvereinbarkeit der ächten Mundart mit der Schrift Angesichts sogar vollendeter Kunstschöpfungen im Gewande der Mundart; Angesichts der unläugbaren Classizität eines alemannisch dichtenden Hebel z. B., eines Usteri, eines Corrodi?

Ich antworte: die Zahl der klassischen Dichter unserer Mundart haben Sie mit den eben genannten Namen für's Erste in der That erschöpft. Eine Erklärung dieser Thatsache freilich, die sich auf die Beschränktheit der mundartlichen Sprach- und Lebenssphäre berufen wollte, würde die Classizität dieser Dichter ebensowenig zurückweisen, als sie überhaupt richtig wäre. Ich habe vielmehr die Mundart die Sprache der Unmittelbarkeit und Naivität genannt, die Schriftsprache diejenige des Bewußtseins, der Reflexion, und sage nun: da aber nicht nur das Sprechen, sondern auch die Unmittelbarkeit oder Naivität überhaupt in zweiter Linie, auf einer höhern Stufe der Geistesbildung nachgeahmt werden kann, so mögen vorzügliche Talente oder Genie's mit Künstlerberuf den psychologischen Gegensatz von Mundart und Schriftsprache scheinbar, d. h. eben künstlerisch, dichterisch aufheben. Aber auch nur solche. Nicht aus der Beschränktheit der mundartlichen Sprach- und Lebenssphäre erklärt sich der Mangel an hervorragenden Mundartdichtern: diese wäre an sich so unerschöpflich als die Individualität der Menschen: vielmehr ist die Zahl solcher ächten Dichter überhaupt gering, die bei der höchsten Bildung und Kunstvollendung ihrem Bewußtsein noch jene Kindlichkeit des Sinnes rein zu erhalten vermochten, in welche ihr ursprünglichstes eigenstes Denken und Sprechen sich hüllte; die „den Ausgangspunkt ihrer Bildung reicher und voller

zurück erhielten, als die wahre erlöste Natur, so daß Bewußtsein und unmittelbarer Naturtrieb gleiche Betheiligung haben und in ursprünglicher oder wiedergewonnener Harmonie stehen." Wer Mundart schreibt, simulirt Naivität; ist er aber nicht vollendeter Künstler, so ist er der widerliche, affectirte Nachahmer, der zwischen zweierlei Formen und Welten hängen bleibt, und seine Sprache eine schiefe, schielende Halb- und Mischsprache, die leicht den Charakter baarer Heuchelei trägt. Vor 7 Jahren gab Paul Trömel in Halle eine Sammlung der Titel aller mundartlichen Dicht- und Schriftwerke überhaupt heraus, welche ihm dazumal bekannt geworden waren. Die Zahl derselben betrug 446. Das Verzeichniß wurde fortgesetzt und von anderer Seite sofort um hunderte von Nummern vermehrt, so daß wir bis auf heute wohl an 1000 Nummern glauben dürfen, womit indessen noch lange nicht das Quantum der wirklich vorhandenen Mundart-Literatur erreicht sein kann. Ich wollte Ihnen sämmtliche figurirende Nummern aufzählen und wäre überzeugt, daß Sie im Ganzen kaum von einem halben Dutzend sagen könnten, Sie hören sie nicht zum ersten Mal. Es sind — soweit sie in Poesie gemacht haben — Leute, welche aus der Mundart-Dichtung allmälig eine Art Mode-Dichtung gemacht hatten und nun „schlechte Verse in das Gewand der Mundart gekleidet ausschickten, sich darin einen heilen Hals zu erbetteln, der ihnen sonst sicher auf den Leipziger oder Berliner kritischen Schlachtbänken abgeschnitten worden wäre" (Dr. Eye), Leute, welche schon durch den Gebrauch der Volkssprache sich Volksthümlichkeit zu gewinnen glaubten und nicht wußten, daß das Volk in Globo noch niemals und nirgends verlangt hat, Mundart zu lesen, so wenig als selbst zu schreiben, weil es entweder überhaupt nicht las noch schrieb, oder, wenn es dieses that, den Widerspruch von Mund und Schrift, und die nothwendige höhere Bedeutung der letzteren sicher und instinktmäßig empfand. Sie verkannten, daß das Volk stets nur insoweit von der Literatur berührt werden konnte, als dieselbe es aus seinem unmittelbaren Lebens- und Gedankenverkehr empor zu heben vermochte. Ich kann mir nicht versagen, Ihnen hier aus dem trefflichen Aphorismen-Buche von Berthold Auerbach: Schrift und Volk — eine Stelle anzuführen, die mit meiner Ueberzeugung schlagend zusammen trifft:

„Der Mann aus dem Volke, der aus einem Buche Neues und Erquickendes holen will, sieht sich gerne in der Sprache angeredet, die nun einmal die des gebildeten Lebens ist. In seiner kleinen Bücherei gruppirt sich Alles um das Buch der Völker und Volksbuch: die Bibel; er will von jeder Schrift eine Erhebung, in Ernst und Scherz ein Hinausheben aus seiner gewohnten Welt. Wie es ihn erfreut und wie er mit Recht verlangt, daß man nicht immer von Stall und Dünger, Pflug und Kartoffeln mit ihm rede, sondern auch von Staat und Regierung und allgemeinem Wissen, so will er auch, daß man in der Sprache nicht immer zu ihm herniedersteige und den Bauernkittel anziehe, sondern daß man sich's in feinem Gewande an seinem Tische gefallen lasse. In den Darstellungen der Mundart kommt er sich vor

wie ein Mensch, der sich auf dem Theater copirt sieht, er lächelt, wenn's hoch kommt, halb verdrossen. Bei dem Lesen der Mundartschriften stutzen die meisten Bauern und meinen, das wär' doch nicht der Mühe werth, daß man das druckt, sie wüßten nicht, was die Herren dabei hätten u. s. w."

Eben nur Copisten sind jene Mundart-Dichter, von denen ich Ihnen spreche, auf dem Schauplatze der Kunst, Schauspieler, welche ihre Rolle wohl zur Noth memorirt, nicht aber geistig bewältigt haben und beherrschen, und darum auch nur die beiden gleich häßlichen Extreme zur Schau stellen: entweder ihre eigene triviale Natürlichkeit, nach der Niemand begehrt, oder das Zerrbild eines Ideales, das von ihnen nie gefunden wird, sondern stets gesucht bleibt. Mit anderm Worte: Ihre Poesie ist entweder eine poesielose Pöbelpoesie oder eine heimathlose geschniegelte Schäfer- und Idyllenpoesie; ihre Sprache entweder zu absichtlich natürlich, zu hausbacken und roh, oder zu unnatürlich, voll gemachter Empfindsamkeit und arkadisch-süßlicher Tändelei. Sie producirten die Mundart „wie Kuchenbäcker künstliches Schwarzbrod für verwöhnte Leckergaumen;" und dafür dankten ihnen Volk und Gebildete zusammt dem Volke der Halbgebildeten, auf die sie, per Sympathie, im Grunde am meisten speculirt, mit gänzlicher Ignorirung oder raschester Vergessenheit. — Aechte Mundartdichtung dagegen kann entweder nur ächte Volksdichtung sein, d. h. ungeschriebene Dichtung, dem poetischen Genius des Volkes unmittelbar und naiv entstammt, wie wohl auch Gesang und Spruch, oder aber ächte Kunstdichtung, d. h. das Produkt eines ächten Künstlers mit Berechnung und Wirkung auf ein gebildetes, für Kunstgenuß vorbereitetes und empfängliches Publikum. Wer Hebel's, Usteri's und Corrodi's Dichtungen wirklich versteht und genießt, der ist — gleichwie die Dichter ihrerseits zu ihren Darstellungen nur auf dem künstlerischen Umwege glücklicher Fingirung der Naivität gelangten, seinerseits nur durch gehobene Bildung zu diesem Genuß und Verständniß gelangt; er ist persönlich über die geschilderten Menschen und Zustände, d. h. über die bloß provinzielle Bildung hinausgehoben. Darum hat ja auch Hebel seine Gedichte titelgemäß für „Freunde ländlicher Natur und Sitte und (laut der Vorrede) Leser von höherer Bildung" von vornherein bestimmt.

Wie tief aber der psychologische Gegensatz zwischen Mundart und Schrift reicht; wie nur der vollendetsten Kunst die Wiedererlangung der verlornen Naivität vollständig gelingt, das können uns gerade unsere nun schon zweimal genannten alemannischen Klassiker beweisen. Während wir ihnen nämlich so mit voller und nachhaltiger Liebe zugethan sind deswegen, weil wir in ihnen und durch sie unsere ganze alemannische Stammesart durchempfinden, die höheren Beziehungen des alltäglich Gewohnten entdecken und das Alte und Heimische erst recht und neu lieben lernen; weil mit ihnen unsere Seele eine festliche und traute Heimkehr zu den Ihrigen und eine Einkehr in sich selber hält — so entgehen uns darüber doch auch nicht die leiseren und stärkeren Dissonanzen ihrer Dichtungen; ich meine diejenigen Momente derselben,

welche mitten in der wohlthuendsten und vollendetsten künstlerischen Illusion uns plötzlich störend an den schreibenden Dichter, den Naivität suchenden Gebildeten erinnern. Sie gestatten mir, hier noch einen Augenblick zu verweilen. Kann ich Ihnen das Angedeutete im Beispiele nachweisen, kann ich Ihnen zeigen, wie unsere besten Mundart-Dichter, denen es als solchen allein vergönnt sein könnte, reine Mundart zu schreiben, die Mundart vielfach trübten, so glaube ich meinen Hauptschluß hinreichend belegt zu haben. Wie großartig diese Trübung sich herausstellt bei dem unkünstlerischen Troß der Dichterlinge und bei dem großen Haufen der schreibenden und redenden Gebildeten aus jeglicher Klasse, muß sich alsdann von selbst daraus ergeben.

Ich beschränke mich auf unsere beiden landsmännischen Dichter.

Wenn Hebel mehr allgemeine Zustände, Stimmungen und Charaktere ausspricht und danach als allgemein alemannischer Dichter sich darstellt, so sind Usteri und Corrodi spezifisch zürcherisch; so wenig wie Usteri wird darum auch Corrodi in seinen mundartlichen Leistungen jemals eines so allgemeinen Verständnisses und literaturgeschichtlicher Würdigung sich erfreuen. Hebel ist ganz Harmonie, ganz Frieden; sein Ton ist durchaus ländlich, stark innerlich, tief und gleich bestimmt in Elegie und Frohsinn. Kein fremder Laut, kein getheilter, quälender Gedanke dringt in diesen traulichen Befang heimathlicher Ruhe; und auch die Wunder und Geheimnisse des schaffenden Erdgeistes und der unermeßlichen Himmelsleuchten werden nur angelächelt von freudig bewegten Kindesaugen. In Usteri's Dichtungen herein tritt der Schalk, den Hebel seinerseits in die Prosa verwies. Idyllisch einheitlich sind nur die wenigen Kinderlieder. In den übrigen werden die Figuren complicirter; sie haben schon einen Anflug von fremder Bildung; es wird schon viel lateinisch und französisch gesprochen. Die Charakterzeichnung ist mannigfaltig, eine Folge des häufigen Gebrauches dramatischer Form. Der Humor, bei Hebel nur leise, unvermischt und innerlich, läuft öfters in bloße Komik aus; Neckerei und Intrigue werden Hauptmotive. Dabei spielt eine für Nichtrepublikaner absolut unbegreifliche und also ungenießbare Verquickung und Verwicklung spezifisch schweizerischer Zustände. Der Schauplatz ist städtischer Boden. Corrodi's Stärke ist der decidirte Humor, die reinste Gemüthstiefe im offensten Muthwillen. Die Sprache sprudelt von einer Laune, die anfänglich burschikos verpuffte, allmälig aber dauerhafte Anmuth gewann. Dabei herrscht volles Bewußtsein über die Wirkung der ausgezeichneten metrischen und phonetischen Technik. Jener Gegensatz zu fremder Bildung und fremden Sprachen wird hier auf's Schneidendste applicirt; ja er erreicht mitunter seinen Höhepunkt, indem er sich bis zur baaren Ironie gegen die Mundart selbst steigert: der Armen wird das Unmöglichste zugemuthet lediglich zur Erzeugung eines energisch komischen Contrastes.

In dieser Skizzirung mögen Sie auch schon die Hauptpunkte aus der Protestation selbst erkennen, die der Anwalt der Mundart gegen ihre Verletzung erhebt.

Ich beginne mit den Einzelheiten bei Usteri. Hier begegnen wir vorerst bezüglich der sprachlichen Form unzähligemal jener Nachstellung des Genitivattributes, welche der Mundart so fremd ist wie die Imperfectsform des Verbums. Ich citire als Beispiele aus dem Vicari:

Die Folge des Liechtsinns. (163).
Das Gwaaget der Sach. (222).
Der Ruusch der Liebi. (68).
Das Wäge des Vermöges. (165).
Das Vertheile des Züügs. (158).
Das Erstuune der Mueter. (37).
D'Thräne ihrer Tochter. (192).
Der Tod ihres Ma's. (69).
Die Gunst s' Herr Pfarrers. (114).
Die Umständ siner Tante. (158).
Es Gschänk der Staatsumwälzig. (178).

Verwandte Trübungen sind die nicht weniger zahlreichen Umstellungen der gewöhnlichen Wortfolge (Inversionen); der Einheit und Einfachheit in Vorstellung und Auffassung, wie sie der Mundart eigen sind, steht eine willkührliche Mannigfaltigkeit und Verschränkung von Wort und Satz, wie sie der gehobenere Ton des Hochdeutsch, die Rücksicht auf Metrum und Euphonie, die logische Berechnung überhaupt zur Folge haben können, diametral entgegen. Darum finden Sie auch in keinem eigentlichen Volkslied sogenannte poetische Licenzen. Hier lesen wir dagegen z. B.:

(Ja gsehsch) faht bidenkli si a. (152).
Isch es au mügli, und gsehnd mer au recht? händ stumm si si gfröget. (195).
(Er freut si über sin Triumph) den über Vicari und Sirach er jetzt glorrich erringt. (229).

Aus dem „Pfarrer und Bräneli":

Uf säbem Chilchhof so stille.

Ebenso im „Armen Elsli uf der Isefluch" der Anfang:

Hoch uf säber Wand so chahl.

Ferner: Me gsäch, wie so schmerzli's en reu.

Aus dem „Helgebuech":

D'Finkli händ, wie's scheint,
Daß de Früehlig chöm au gmeint.

Nun liegen aber auch eine Menge fremder Satzconstructionen, Redewendungen, Anschauungen und Begriffe vor, die offen aus der Schriftsprache übersetzt sind. Ich lese Ihnen dafür aus dem Vicari eine einzige Stelle. (164):

Nie ist das Schön ihm so schön, das Heilig so heilig erschiene.
Und die Jumpfer? Au si durwandlet die liebliche Matte,
Die=n=e rosefarbs Liecht i Fee=ngärte verwandlet.
Oder si schwäbt im e niedliche Schiffli uf silberne Wälle
Sanft und gfahrlos darvo, und s' lached am Ufer die Blueme,
Und die süeßeste Frücht, die wölbed si über sie ine,
Und kei dunkels Phantom schreckt sie: sie weißt vo dem Wäge

Des Vermöges noch nüüd, und wüßt sie's, wie wär sie so glcküli,
Daß sie au etliche Drachme in ihri Schaale chönnt lege.
Das ist ihri Stimmig, doch hät keis Wort sie verrathe:
Schüüch und zart biwahrt sie die Flamm im Herze.

Nur roh, unkünstlerisch, gemeinnatürlich, am allerwenigsten der mundartlichen Dichtung angehörend, sind Stellen, wie folgende:

Nu, du Chalberschwanz, du lahst is ja gohne wie d'Esel. (118).
Säiti en Andere das, bi Goscht i schlueg em si Schnorre
Zum ene Wehebrett. (141).
Das ist bim Tunner en Brate! Es lauft eim s' Wasser i d'Gosche. (141).
(Eine Stadtdame spricht):
Nei, uf's Land gahn i nüd! Das ist mer zwider zum Chotze;
Z'tunner, da hielt is nüd us, i verreckti in ersten acht Tage.
Das ist es Lumpepack . . . .
Die Kerli, die stecked im Dreck vom Morge bis z' Aabig
Und verpested Ein schier mit ihrem Lülli, de ärger
Stinkt als d'Gülle. (143).

Zu Corrodi übergehend, gehören zu jenen mundartwidrigen Nachstellungen des Genitivattributes: Aus dem „Herr Docter":

D'Truube, die edelste Chinder der Sunne. (290).
S'Bätzitglöggli der Heimeth. (128).
Der Thau der Erinnrig. (99).
D'Auge der Hedwig. (275).

An andern Stellen gebraucht Corrodi diese Form geradezu zur Erreichung eines komischen Effectes, wie wenn er statt Chuchilumpe sagt: der Lumpe der Chuchi.

Von Inversionen nenne ich:

Endtli do chömets
Füre zur usserschte Grat, wo i sunnigi Höchi si uslauft. (299).
De heimelig Herbstgruch
Zieht dur d'Luft, won Eim s' Herz schwer macht, dem Früehlig verwandt viel. (67).

Begriffe und Vorstellungen, die aus dem Hochdeutschen platterdings herübergeholt sind:

Gsehsch det änne de Säntis, wie stolz er si mächtige Rugge
Ufen an Himel stämmt, as wär er en Vetter vom Atlas,
Nähmt's mit em uf im Hoselupf.

Dahin gehört auch die griechisch-deutsche Begriffs-Concentrirung der zusammengesetzten Participialform, wie:

Raschhigleitede Schatte. — Langhochschallede Ton. — Mit withitöneder Baßstimm. — Mit langsam wandlede Schritte. — Die winddurruuschte Standarte. — Die truubebilastete Trüeter. — Das palmenumschattete Theehus.

Eine Form, die bisweilen mit Laune und Ironie gebraucht wird, wie in der

Wehmueth tüüfbileidigte Gfüehls und gfährdeter Würdi —

oder in dem Prädicat, mit dem der Doctor seine willige Patientin nennt:

Mi zungezeigungsbereiti Hauptmeni.

Studentisch, den äußersten Muthwillen dieses Formenbewußtseins ausdrückend ist der Gebrauch von

„Familiemörder" für übergroßer Vatermörder, d. h. Hemdkragen.

„Lichnahm" für Körper.

D'Guitarre rupfe.

S'ist doch e herrliche Geged, das Warte!

S'git mänge Schoopen, er choscht sini hundert Fränkli,
und de, wo en treit, chüedräckelet bidänkli — Jez hät's na ungsinnet en Rim gge. — (Bund).

„Worom nöd gär, sät der Appezäller" seit de Züripieter. u. dgl. m.

Ein offenbares Zurschaulegen des Bewußtseins über die Form der Darstellung, über die Mundart liegt in dem häufigen Gebrauch des Wortspieles, der launigen Verwendung und Verdrehung des Ausdruckes, wenn es z. B. heißt:

„Die wipli Etdeckig", für Entdeckung von Frauenzimmern.

Eidgenoss, Sängerbrueder, Schürzefründ, wott säge Schützefründ.

Eine Benutzung seltsamer Form, um eine noch abenteuerlichere daraus zu bilden, ist es, wenn gesagt wird „i hiek" für: i hockti, „sie schenurr si etsetzli" für: sie wäre genirt; und ein rein „klassisch-gelehrter" Witz, Naturenthusiasinus zu sagen für Naturenthusiasmus, oder Xellschaft (mit X) zu schreiben.

Dahin gehört aber wesentlich auch die offene, direkte Darlegung des Contrastes von Mundart und Schriftsprache in der einfachen Zusammenstellung; bei Usteri begann z. B. die Frau Pfarrerin im Vicari ein Schreiben ihrer Freundin, der Frau Hauptmännin, so zu lesen:

„Theuerste geliebteste Freundin!" Potz tusig wie höfli!

„Es sehnt sich

„Ach so lang schon mein Herz, die treue Gefährtin der Jugend

„Wiederzusehn, zu umarmen!" Das wird mer en gwaltige Drang si u. s. f.

Bei Corrodi nun kehrt dieses Effektstück mit Vorliebe wieder.

In der Erzählung, „wie's emol eme Züripieter im Innerrhoden inne gange ist" wird ein währschafter Felsblock beschrieben, „und de Felsmocken ist liepli mit Gras und Blüemlenen überwachse und me cha mit Gfüehl druf obe singe:

In Gras und Blueme liegi gern,
Wenn keine Flöte tönt von fern . . . sunder nebet Eim zue e gedeihlichi Halbi Oberländer staht u. s. w.

Ein andermal „süüfzget de Liipziger und säit":

Grausamster aller Schweizer, verlassen willst du mich? Denkt deine Seele nicht edler? „Nei z'leid nid, säit der Züripieter."

Gemeintriviales hat Corrodi nur in seinen ersten mundartlichen Versuchen, wo er noch bisweilen mit Jakob Stutz um die Palme kämpft. Im „Herr Professer" lesen wir:

Ja, s'Anneli chönt mir au na, wie's es dir emal gmacht hät,
Hinderem Saal es Rangdiwu gheißen und s'Gülleloch ufthue,
Daß me dänn wie der Ürchel säbmol bis a d'Ohre drin iegheit.
s'Ist en guete Jahrgang gsi, do häst chönne schlucke.

Oder:

Aha, bisch es du? rüft s'Anneli zornig, mach gleitig,
Daß d'mi dureloscht, oder lueg, i verschlane d'r Stecke
Gwüß mi Seel uf dim Naregrind, das sägi der, Chasper.
„Nu nid so hitzig", seit de Chasper und riibt sie am Arm; Du
Wirst doch na e chli Gspaß verstah? Wer wird au grad drischla
Wie uf en Stier? „Ja, jetz häscht di bim rächte Name und Gschlecht
gnennt, Chasper!"

Als versöhnenden Gegensatz zu dieser Unpoesie will ich Ihnen von Corrodi schließlich noch eine der lieblichsten Schilderungen aus dem „Herr Dokter" im Zusammenhange mittheilen, die bei all ihrem inhaltlichem Reize unser Urtheil, daß derlei Reflexionen einem rein und naiv mundartlichen Boden unmöglich entsprießen könnten, nicht bestechen darf:

Zäritütsch! Dich grüez i wieder mit freudigem Herze,
Bade und schwadere wieder i dine stärkede Fluethe.
Züritütsch! Du umhüllst mi wieder as gschmeidige Schlafrock,
Schmiegst di jedem Gedanken a, und schüttest es Füllhorn
Wort vor mer us, für Alles und Jedes; und wär i en Sprachma,
Wetti vu dir e Grammatik schriibe; mer wettid dänn luege,
Weli Sprach e richeri hett, die griechisch nid usgnah.
s'Imperfectum Indicativi, das manglet is friili!
Bischt au es bitzeli ruch und säged d'Nachbere vu der:
Seigischt en Flüechlichratte, en ebigs Gwitter mit Hagel
Blitz und Tunder und gstorbenem Bäch und derige Gwalte.
Mögeds ja recht ha e chli — aber weischt, s'ist luter Vergeuschtig,
Gar nüt anders; vergunnet di Chraft und di markigi Sprachgwalt.
Las es du mache und chrach du furt dis härt Konsonantgwalch,
Bhalt dem Winterthurer sis **a** so dunkel wie's Füürhorn,
Bhalt dem Zürcher sis **a**, so hell und lang wie nen Dampfpfiff,
Schränz dem Seebueb s'Muul usenand mit sim **ei**- und sim **ä**- Schrei —
Alles ist guet was d'häst und brav und urchig und währschaft.

Das ist nun ganz gewiß allerliebst, aber immerhin doch ein allerliebstes Versehen gegen die so warm vertheidigte Mundart selbst: Die Form ist naiv, mundartlich, der Gedanke selbstbewußt, kritisch, der reinste Gegensatz. Er ist nicht aus dem Geiste der Mundart heraus empfunden und gesprochen. Die reine Mundart kann sich unmöglich selber apostrophiren, kann unmöglich ihre eigenen Vorzüge aufzählen und bewundern: einen so beredten Lobredner konnte sie nur in dem an einer andern Sprache Gebildeten erhalten, und auch das herzliche Wohlgefallen, das wir an ihm finden, ist nur durch Bildung vermittelt: Wer noch ächte Mundart redet, den läßt diese Schilderung kalt: er wird sie höchstens lustig finden.

Aber es ist Zeit, daß ich das zweite und letzte Ziel meines Vortrages ausspreche. Ich kann Dies mit Wenigem thun, indem ich das Gesagte resümire und eine einfache Consequenz ziehe:

Eine Bildung, die nur an der Mundart erworben würde, wäre

provinziell beschränkt, wie die Mundart selbst es ist. Sofern es aber in unserm Berufe liegt, eine allgemeine Bildung zu fördern, sind wir factisch und offiziell im Conflict mit der Mundart. Und wir sind dies in erster Linie dadurch, daß wir die Schrift lehren; denn mit dieser beginnt der erste Act der höhern Bildung. Dies nun müssen wir einfach einsehen, damit wir nicht in übelverstandender Pietät die Mundart durch eben die Schrift in den Kreis der höhern Bildung einschmuggeln und so durch Ueberwältigung und Vermischung erst recht verkommen lassen. Vielmehr haben wir, indem uns der unbeschränkte, unmittelbare und reine Gebrauch der Mundart versagt ist, uns dadurch zu entschädigen, daß wir die Bildung, die wir an der Gesammtsprache gewonnen, dazu benützen, uns ein inniges Bewußtsein zu verschaffen über das Eigenartige unserer individuellen Sprache. Dann sind wir daheim erst recht daheim; dann werden von unserer Seele alle die halb- und ganzerloschenen Erinnerungen und Fühlungen unseres naiven Daseins freier und tiefer er-kannt und er-innert. Wie wir ehemals alles Ferne und Fremde ganz mit heimischem Auge gesehen haben, so sehen wir jetzt „das Heimische fast wie mit fremdem Auge, mit einem Blicke, der auf Entferntem geruht und dem sich das Heimische in einer neuen Glorie erschließt; wir empfinden der Heimath Schönheit und Eigenthümlichkeit selbstständiger; wir waren aus uns herausgerissen, waren zum Gegensatze, zur Entzweiung und so zur Vermittlung gelangt."

In diesem Sinne und mit dieser Wirkung hat in unserm Vaterlande Stalder aus dem Entlibuch bereits vor länger als 40 und 50 Jahren seinen Versuch eines „Schweizerischen Idioticon" (1806) und (1819) seine „Landessprachen der Schweiz" geschrieben, Tobler in Appenzell vor 23 Jahren seinen Appenzellischen Sprachschatz; Mörikofer im Thurgau, der uns soeben wieder mit werthvollen literaturgeschichtlichen Biographien aus der Schweiz des 18. Jahrhunderts beschenkt hat, vor 22 Jahren seine „Schweizerische Mundart im Verhältniß zur hochdeutschen Schriftsprache." Und aus Bern ist der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft an ihrer Jahresversammlung vom letzten (21.) August das baldige Erscheinen eines Berner-Sprachschatzes von Professor Zyro zur Anzeige gebracht worden. Allein so unbedingt verdienstvoll eine jede dieser Arbeiten für sich genannt werden muß: Es mußten ihnen — abgesehen von ihren localen Beschränkungen — noch unzählige Momente entgehen aus dem ganz unerschöpflichen Vorrath ausgezeichneter Charakterzüge der Mundart. Jeder Landstrich, jede Ortschaft, ja jedes Individuum ist im Stande, Dies alle Augenblicke zu bezeugen.

Ich hätte den persönlichen Zweck, der mir bei Allem, was ich Ihnen hier mittheilte, vorschwebte, vollständig erreicht, wenn dasselbe für den Einen oder Andern unter Ihnen eine Anregung enthalten hätte zu irgend einer Art beobachtender oder sammelnder Thätigkeit, die auf solche noch nie deutliches Bewußtsein gewordene mundartliche Eigenthümlichkeiten gerichtet wäre. Es ist wohl nach dem Gesagten kaum nöthig, zu bemerken, daß ich dabei in erster Linie keineswegs an literarische

Arbeiten denke. Es wären vorerst Arbeiten mit reichlich lohnendem Selbstzweck. Vermöchte sich alsdann in der Folge aus solchen Einzelbemühungen eine Art Association, eine zusammenstellende und verbindende Redaction, ob von einer Corporation, ob von einem Einzelnen besorgt, zu gestalten — desto besser. Aber auch von der weitern und höhern geschichtlichen Frage, welche den Sprach- und Geschichtsforscher Bernhardi in Kassel bewegte, als er im Jahr 1844 seine deutsche Sprachkarte entwarf: ob sich aus den gegenwärtigen Sprachverhältnissen der Völker und namentlich aus der Verschiedenheit der Mundarten des deutschen Volkes, soweit dieselben noch heutigen Tages räumlich abgegrenzt bestehen, ein Schluß auf die ursprünglichen Stammverhältnisse ziehen, oder doch mindestens ein Hülfsbeweis für Forschungen über die Urgeschichte Deutschlands gewinnen lasse — von dieser Frage auch völlig absehend, wäre die rein sprachliche Seite des Gegenstandes schon reizend und bildend genug. An der im Herbst 1859 abgehaltenen Kantonal-Konferenz der St. Gallischen Lehrer wurde der Antrag gestellt: „Die Kantonal-Lehrer-Konferenz, überzeugt von der Wünschbarkeit, dem mehrseitigen Nutzen und praktischen Werth einer Sammlung St. Gallischer Dialekt-Eigenthümlichkeiten (u. s. f.), animirt sämmtliche Lehrer des Kantons zur Theilnahme an dieser Arbeit und bestellt für Empfangnahme allfälliger Beiträge und zu deren nützlichster Verwendung eine Kommission." Der Antrag wurde Beschluß. Empfohlen war im Detail: Notiren von landschaftlichen und localen Redensarten und Sprüchwörtern, von Volksliedern, von Sprüchen und Spielen der Kinder, von Regeln über die Aussprache der Vocale und Konsonanten, über die Dehnung, sowie von grammatikalischen und orthographischen Gesetzen. In den Elsässischen Neujahrsblättern für 1846 hatte schon A. Stöber zum Behuf der Vollendung eines elsässischen Idioticons seine Freunde aufmerksam zu machen gesucht auf die mundartlichen Benennungen von Geräthschaften, von Feldbezirken, Feldgewächsen, Gartenblumen, die auf dem Lande gezogen werden und die oft, bald durch sehr bezeichnende, bald durch höchst weiche und liebliche Namen überraschen (ich erinnere Sie hier an die Ihnen zum Theil sicherlich schon bekannten hübschen Versuche mundartlicher Pflanzenterminologie für die Schweiz: von dem Berner Jakob Durheim; für den Kanton Zürich insbesondere: von meinem Collegen Hrn. Kohler). Ferner von Kleidungsstücken der Bauerntracht, von Krankheiten an Menschen, Thieren und Pflanzen, von Spielen, Gebräuchen, Festen; ebenso von Ausdrücken aus der Kindersprache, Scherzwörtern, Uebernamen von Individuen oder Ortschaften; von Wortspielen, Sprüchwörtern, Redensarten, Volksliedern, Bauern- und Handwerksregeln; endlich von den in Archiven, Kirchenbüchern und Gemeindeakten vorkommenden, veralteten oder noch gebräuchlichen eigenthümlichen Ausdrücken.

Otto Sutermeister.

Rezensionen.

Theodor Müller's Jugendleben in Mecklenburg und Jena. Ein kulturgeschichtliches Lebensbild aus der Zeit der deutschen Knechtung und Befreiung mit besonderer Rücksicht auf das jenaische Studentenleben bis zum Jahre 1815. Von Karl Robert Pabst, Professor an der Hochschule und Rektor der Kantonsschule zu Bern. Mit Th. Müller's Bildniß. Aarau, Verlagsbuchhandlung von H. R. Sauerländer. 1861.

Es wird wohl keiner Rechtfertigung weiter bedürfen, wenn wir in diesen Blättern ein Buch besprechen, das das Jugendleben eines eminenten Pädagogen zum Gegenstande hat, namentlich wenn es zugleich aus der Feder eines Pädagogen von dem Rufe des Rektors Pabst geflossen ist, mag auch eine solche Besprechung immerhin streng genommen nach dem Programm der Monatsschrift nicht in dieselbe gehören. Der Theodor Müller, dessen Jugendleben uns der verehrte Verf. in so lichtvoller Weise vorführt, ist der langjährige, durch seine Wirksamkeit auch über Europa's Grenzen hinaus bekannte treue Gehilfe Emmanuel's von Fellenberg in Hofwyl.

Als der Sohn eines armen Mannes, der erst als Schulhalter und später als Kopist in der Kanzlei des Konsistoriums mühselig seinen Lebensunterhalt verdienen mußte, am 12. Nov. 1798 zu Alt-Strelitz im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz geboren, erhielt M. seinen ersten Unterricht in einer sog. Klippschule, die unter dem Bakel eines Musikus der fürstlichen Kapelle stand, der sein Hauptaugenmerk darauf richtete, seinen Klippschülern eine nach seiner Meinung unentbehrliche Höflichkeit einzubläuen. Schon hier machte sich M. durch seine schönen Anlagen bemerklich, was den Vater trotz seiner Mittellosigkeit dazu bestimmte, den Sohn studiren lassen zu wollen, und so schickte er ihn zunächst 1802 auf das Gymnasium Carolinum, das derselbe, von seinen Lehrern namentlich um seiner Selbstthätigkeit willen geschätzt, bis 1808 besuchte. Jetzt wäre M. in weit höherm Grade als alle seine Mitschüler reif gewesen für ein freieres Universitätsstudium, nach dem sich auch das lebhafteste Verlangen in ihm regte, aber der arme Vater konnte zu einem solchen Unternehmen in jener bösen Zeit der Napoleonischen Willkührherrschaft die nöthigen Geldmittel nicht auftreiben; und so mußte M. zufrieden sein, in dem Hause des Staatsministers Oertzer ein Unterkommen als Hofmeister zu finden. Endlich im Frühling 1810 schlug die Stunde der Erlösung. Die im Hause des Hrn. v. Oertzer gemachten Ersparnisse sowie ein Stipendium des Herzogs von vierteljährlich 5 Louisd'or ermöglichten es ihm, den Wunsch seines Herzens zur Ausführung zu bringen, und so ging es auf Schusters Rappen nach Jena, das, obwohl jene Periode, die der Universität für immer eine der ersten Stellen in der Kultur- und Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts erworben hat, schon um einige Jahre vorüber war, seine An-

ziehungskraft für Deutschlands studirende Jugend noch keineswegs verloren hatte, und wo er sich als stud. theol. immatrikuliren ließ. Wie er hier lebte, wie er als flotter Studio und Mitglied der Gesellschaft Vandalia Alles mitmachte, sang und trank, daneben sich aber auch frei von allem Schulzwang in die Tiefen des menschlichen Wissens stürzte, um unter eigener Arbeit und Kraftanstrengung noch einmal die Schätze zu heben, die die Denker früherer Epochen zum Gemeingut gemacht, wie er kurzweg sich zum ganzen Menschen in des Worts verwegenster Bedeutung herausbildete, das muß in dem Buche selbst nachgelesen werden. Ein platter Auszug kann keine richtige Vorstellung geben, da weht uns ein Stück von dem gesunden Geiste der Sturm- und Drangperiode noch einmal erfrischend an. Das Jahr 1813 machte dieser schönen Zeit ein plötzliches Ende, die Unterstützungen blieben aus und so mußte M. in die Heimat zurück. Nachdem er hier das theologische Examen „ausgezeichnet rühmlich" bestanden, nahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Landmarschall von Oertzer, dem Bruder seines ersten Prinzipals, bei dem er noch im besten Andenken lebte, in Lübbersdorf bei Friedland an. Hier blieb er dritthalb Jahre, die ihm wie die schöne Zeit in Jena unter beständigem Wechsel von strengem, oft bitterm Ernst und ungebundenem, ausgelassenem Scherz im Fluge vergingen, als ein vom 1. Juli 1815 datirtes Schreiben E. v. Fellenberg's bei ihm einlief, das ihn zu recht baldiger Mitwirkung an seiner Hofwyler Erziehungsanstalt einlud und ihm so die Aussicht auf einen entsprechenden Wirkungskreis eröffnet wurde. Jetzt war für M. kein Halten mehr, Anfangs Oktober 1815 trat er die Reise nach Hofwyl an und am 5. November erreichte er das Fellenberg'sche „Hauptquartier und Heerlager", die Stätte, wo er, die brausende Gährung seines Jugendlebens allmählig läuternd, ohne je aufzuhören jung zu sein, seinen wahren Lebensberuf als „Schulmeister von Gottes Gnaden" mit dem schönsten Erfolge ausüben und nach einem 42jährigen fast ununterbrochenen Aufenthalt, ohne je seine Heimat wieder gesehen zu haben, sein Haupt zur ewigen Ruhe niederlegen sollte. Er entschlief hier nach schmerzhaften Leiden am 23. Juli 1857. Ein ihm am Jahrestag seines Todes von Freunden und Verehrern errichtetes Denkmal bezeichnet die Stätte, wo er ruht. **Studuit quiescat!**

Das sind in groben Umrissen die Scenen, die der Verf. aus M. Jugendleben sich vor unserm Auge abspielen läßt. Was aber dem Buche einen besondern Werth verleiht und ein Interesse auch über den Kreis der Leute vom Fach hinaus, das ist der welthistorische Hintergrund, auf dem sich zwar die Figur unsers Helden scharf abzeichnet, ohne die aber seine Entwicklung als Mensch nicht recht begriffen und verstanden werden kann, die Zeit von Deutschland's Knechtung und Befreiung. Und hier sind Faden und Einschlag, Lebensgeschichte und Weltgeschichte, so kunstvoll in einander gewoben, daß wir nicht anstehen, das Buch kühnlich zu dem Besten zu rechnen, was die Schweiz seit langer, langer Zeit auf dem Gebiete der schönen Literatur hervorgebracht hat. Wir möchten daher das Buch nicht nur Schulmännern von Fach, son-

dern überhaupt allen Gebildeten angelegentlich empfehlen, die nach einem echten künstlerischen Genuß dürsten und zwar um so mehr, als, wie wir vernommen haben, das rechtzeitige Erscheinen der Fortsetzung, d. h. M. Wirken in Hofwyl, sowie eine Auswahl aus seinen Briefen und sonstigen hinterlassenen Schriften theils wissenschaftlichen, theils humoristischen Inhalts, zum Theil von dem Erfolg dieses ersten Bandes abhängen möchte.

Frfld. Dr. K. B.

Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte auf geographischer Grundlage und mit Berücksichtigung der Culturgeschichte, für Bürger-, Real- und Gewerbschulen bearbeitet von Prof. Dr. Cassian, Lehrer an der höhern Bürgerschule zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Jäger. 1861.

Der Verf., auch in der Schweiz vortheilhaft bekannt durch eine mehr als 10jährige Wirksamkeit an der Graubündner Kantonsschule und durch seine Geographie der schweizer. Eidgenossenschaft für Schule und Haus, Chur 1857, hat sich durch die neuerdings gesteigerten Anforderungen an den Geschichtsunterricht auf Bürger-, Real- und Gewerbschulen veranlaßt gefunden, den ganzen geschichtlichen Stoff auf's Neue zusammenzustellen und jenem Verlangen Rechnung zu tragen. Er hat dadurch zugleich die Berechtigung seines Buches neben den geschätzten Arbeiten von Pütz und Dietsch nachgewiesen, da diese mehr die oberen Klassen höherer Lehranstalten und Gymnasien im Auge haben. — Es ist eine alte Klage, daß der Geschichtsunterricht auf der Schule häufig nicht eine wirklich lebendige Anschauung und ein tieferes Verständniß des Verlaufs der Geschichte in ihrem vollen Zusammenhange zum Resultate hat; und wenn der Verf. den Grund davon in der falschen Methode erkennen will, die vielfach im Geschichtsunterricht Platz gegriffen hat, so hat er eben so Unrecht nicht. Wir sind auch ferner darin mit ihm einverstanden, daß kein geschichtlicher Unterricht die Kenntniß des Geschehenen, des Charakters der verschiedenen Perioden und der handelnden Personen, der Entwicklung und Bildung der Völker, der wichtigen Entdeckungen und Erfindungen, nicht aber eine mehr oder weniger vollständige Aufzählung von Schlachten und Friedensschlüssen, Kaiserhäusern und Regententafeln, Jahreszahlen und Eigennamen die Hauptsache sein müsse und daß auch die Culturgeschichte nicht entbehrt werden könne. — Das nach den angedeuteten Grundsätzen mit vielem Fleiße und großer Sachkenntniß durchgearbeitete Buch zerfällt in zwei durch den Druck von einander unterschiedene Curse. Der erste bezweckt den Anfänger in die Geschichte einzuführen. An die biblische Geschichte anknüpfend, die der Verf. wohl als aus dem Religionsunterricht bekannt voraussetzt, wenigstens macht er sie auf drei Seiten ab, (die Lächerlichkeit, die Schöpfung der Welt 3984 Jahre vor Christi Geburt zu setzen, hätte er füglich nicht begehen sollen) behandelt er darin und, was nur gebilligt werden kann, mit ziemlicher Ausführlichkeit aus der alten Geschichte die griechische Heldenzeit, Lykurg (warum nicht auch Solon?), Cyrus, Miltiades ꝛc., aus dem Mittelalter Mahomed, Bonifacius, Chlodwig, Karl den Großen ꝛc.,

aus der neueren Geschichte Luther, Gustav Adolf, Prinz Eugen, Friedrich den Großen, Napoleon I. und die sog. — denn Freiheit ist blutwenig dabei herausgekommen — Freiheitskriege. Letzteres müssen wir als einen entschiedenen Fehlgriff bezeichnen. Der Verf. weist selbst darauf hin, daß der Unterricht auf dieser Stufe biographisch gehalten sein soll, aus den Ereignissen der Jahre 1813, 14 und 15 aber tritt keine — selbst der alte Blücher nicht — einzelne Persönlichkeit so bestimmt hervor, daß sich die übrigen gewissermaßen um sie gruppiren ließen. Den Gebrauch denkt sich der Verf. so: Der Lehrer erzählt etwa in der Stunde die Schicksale Agamemnon's und stellt dann dem Schüler die Aufgabe, an der Hand des Buches sich zu Hause darauf vorzubereiten, daß er es in der nächsten Stunde nacherzählen kann. Gewiß die einzige Art, wie auf dieser Stufe der historische Unterricht fruchtbar gemacht werden kann. Eine andere Frage ist die, ob es nicht zweckmäßiger sei, die Schüler schon auf dieser Stufe daran zu gewöhnen, sich Notizen zu machen und die Erzählung des Lehrers zu Hause nachzubilden. Wir unsrerseits halten es so seit mehr als 10 Jahren und sind mit dem Resultat nicht übel zufrieden. Die chronologische Tabelle zum Auswendiglernen, ein paar Dutzend Jahreszahlen enthaltend, scheint uns denn doch allzu bescheiden und mager. Wir lassen auf dieser Stufe aus der alten Geschichte 37, aus der mittlern 36 und aus der neuern Geschichte 59 Daten auswendig lernen und haben selbst für mittelmäßig begabte Knaben diese Anforderung nicht zu hoch gespannt erfunden.

Für die zweite Stufe sind neben dem größern Druck die in kleinern Lettern abgesetzten Paragraphen bestimmt und enthalten außer einer Einleitung über Begriff, Quellen, Eintheilung 2c. der Geschichte, die Geschichte des Alterthums auf 150, des Mittelalters auf 113 und der Neuzeit auf 124 Seiten. Die der alten Geschichte vor den beiden andern Abtheilungen eingeräumte Ausdehnung hat das Buch mit allen uns bekannten Handbüchern (einen von uns zum Gebrauch der Thurgauer Kantonsschule, Frauenfeld, Verlags-Comptoir 1858, zusammengestellten Grundriß ausgenommen) gemein. Wenn wir uns, wir gestehen es ganz offen, überhaupt schon keine Gründe für diese Ungleichheit in der Behandlung angeben können, so sind wir es noch weniger im Stande bei einem Handbuch, das ausdrücklich nicht für gelehrte Schulen bestimmt ist. Uebrigens ist auch der Verf. selber der Ansicht, daß der alten Geschichte in Realschulen nicht so viel Zeit eingeräumt werden soll. Nur der Vollständigkeit wegen und um strebsamen Schülern Gelegenheit zu geben, durch eigenen Fleiß kennen zu lernen, was die Schule nicht so ausführlich zu bieten vermag, mochte ihm eine Abkürzung nicht gefallen. Dagegen ist wieder die neueste Geschichte seit 1816 nach altem Brauch sehr stiefmütterlich auf nicht ganz 23 Seiten behandelt worden — die Bewegungen in der Schweiz in den Jahren 1830 und 1847 sind dabei mit keiner Silbe erwähnt — und es hätte unserer Ansicht nach durchaus keiner Entschuldigung bedurft, daß der Verf. es gewagt hat, diesen Abschnitt auch zu berücksichtigen, sondern eine Behandlung in ausgedehnterem Maßstabe wäre vielmehr dem Zwecke,

den der Verf. im Auge hat, weit entsprechender gewesen, da er ja wünscht, daß das Buch auch noch nach den Schuljahren den Schülern Rathgeber und Wegweiser bleiben soll. Was der Verfasser gibt — er beschränkte sich auf die Geschichte der Hauptvölker und übergeht die sogenannten Nebenvölker, Scandinavier, Slaven ꝛc. mit Stillschweigen — hat uns nach Inhalt und Form recht wohl gefallen und es verdient das Buch immerhin als historisches Lehrbuch zum Gebrauch auf nicht gelehrten Anstalten den Schulmännern bestens empfohlen zu werden. Die Ausstattung macht der Verlagshandlung Ehre.

Frfld. Dr. K. B.

Turnschule für Knaben und Mädchen. Von J. Niggeler, Turnlehrer an der Kantonsschule in Zürich und am Schullehrer-Seminar in Küsnach. Erster Theil. Das Turnen für die Elementarklassen. Zürich, Fr. Schultheß, 1860. VIII und 200 S. klein Octav (Preis Fr. 1. 35.)

Das neuere Schulturnen, wie es Adolf Spieß begründet hat, verschafft sich allüberall in Deutschland und in der Schweiz Anerkennung und Eingang; in unserm Vaterlande ist der Kanton Zürich mit rühmlichem Beispiele vorangegangen, indem der große Rath das Turnen in allen Schulen eingeführt und zugleich dafür gesorgt hat, daß die nöthigen Lehrer für dieses Fach herangebildet werden. Andere Kantone werden wohl bald nachfolgen. Nicht überall jedoch ist ein Mann wie Niggeler zu finden, welcher der schweren Aufgabe gewachsen ist, die Elementarlehrer in möglichst kurzer Zeit zu befähigen, den Turnunterricht in ihren Schulen zu leiten. Anderwärts sind die Lehrer einstweilen noch angewiesen, auf diese oder jene Art, durch Besuch guter Turnanstalten und durch das Studium der Turnliteratur sich die nöthige Einsicht in das Wesen des heutigen Schulturnens zu verschaffen. Allein diese Bildungsmittel sind zeit- und geldraubend, daher auch wenige Lehrer sich dazu herbeilassen. Ein einfacheres, weniger kostspieliges Mittel ist nun wohl ein kleiner Leitfaden, in welchem sich der angehende Turnlehrer die nöthigen Kenntnisse über Lehrstoff und Lehrmethode holen kann.

Die Turnschule von Niggeler, ganz im Sinn und Geist von Spieß geschrieben, tritt nun hier in die Lücke und bietet in leicht verständlicher Sprache Jedem, der sich berufen fühlt, in seiner Schule das Turnen einzuführen, alle mögliche Auskunft und Anleitung, so daß, wer zugleich Gelegenheit hat, mit Turnlehrern zu verkehren und etwa in einigen Stunden einem geordneten Schulturnen beizuwohnen, bald so ziemlich mit der Methode vertraut geworden sein wird. — Die Einleitung weist den Lehrer an, „wie er den in diesem Buche dargebotenen Uebungsstoff behandeln und betreiben soll und was zu einer fruchtbaren Leitung des Turnens nöthig ist," gibt nebenbei die nöthigen Erklärungen der verschiedenen Uebungsarten, spricht ein kräftiges Wort über Turnfahrten und Spiele und gibt kurze Andeutungen über die Einrichtung der Turnplätze und Turnsäle für den Winter. Die Geräthe selbst sind jeweilen vor dem betreffenden Uebungsstoff genau beschrieben. Wir finden in

dem Büchlein folgende Uebungsarten, welche in 10 verschiedenen Uebungsreihen so vertheilt sind, daß „durch jede Reihe der ganze Körper turnerisch bethätigt wird.“

1. Ordnungsübungen. 2. Freiübungen. 3. Seilübungen (mit dem langen und den kurzen Schwungseilen). 4. Uebungen im Werfen und Fangen. 5. Schwebeübungen. 6. Hangübungen (an den wagrechten Doppelleitern). 7. Stemmübungen (am Barren). 8. Springen (Hoch- und Weitspringen). 9. Stürmen. 10. Spiele (darunter viele mit Begleitung von Liedern).

Wir vermissen unter diesen Uebungen die Uebungen im Klettern an den senkrechten Stangen und die Stemmübungen am Schwebebaum, zwei Geräthen, welche für die Elementarschule viel leichter und mit ungleich weniger Kosten herzustellen sind, als z. B. die kurzen Schwungseile und die Schwebestangen. Nicht daß wir die Uebungen an diesen letztern Geräthen für die untern Klassen nicht passend erachteten; wo die Mittel vorhanden sind, mögen sie betrieben werden; allein wir möchten den Uebungen im Klettern und am Schwebebaum aus angedeutetem Grunde den Vortritt einräumen und so hoffen wir denn, der Verfasser werde diese Lücke im zweiten Theile seines Werkes ausfüllen. Es kann dann Jeder wählen nach Umständen.

Der sehr niedrige Preis dieses ersten Theils gestattet auch dem unbemittelten Lehrer sich denselben anzuschaffen und wir wünschen und hoffen, daß jeder strebsame Elementarlehrer das vortreffliche Büchlein kaufen und dann aber auch mit seinen Schülern tüchtig durcharbeiten werde. „Möge diese Arbeit, so rufen wir mit dem Verf., recht Vielen als Anleitung dienen zur Auferziehung einer an Geist und Körper gesunden, thatkräftigen, sittlich-frohen und dem Vaterlande treu ergebenen Jugend.“

Lenzburg. C. A. Fehlmann.

---

†† Prinzinger. Die Grundsätze der altdeutschen Schriftsprache. Salzburg 1860.

Es ist dies eine in der Literatur der deutschen Sprache jedenfalls bedeutende Erscheinung. Prinzinger ist kein Anhänger Grimms und bekämpft des Letztern System. Schon der Muth, dies zu thun, ist aller Ehren werth, denn der Verf. konnte voraussehen, daß die ganze gelehrte Welt sich gegen ihn erheben und die Autorität Grimms in Schutz nehmen werde. Deßhalb darf man auch erwarten, Pr. habe alle seine Sätze wohl abgewogen und nur Solches gesagt, von dem er sicher gewesen, es gegen Jedermann vertheidigen zu können. Und wirklich, man findet sich nicht getäuscht. Die Sprache ist klar, einfach und anziehend. Die Beweisführung logisch und die Resultate sind einleuchtend.

Bekanntlich hat Grimm sich auf einige uns überlieferte altdeutsche Sprachdenkmale gestützt und von denselben seine ganze Lehre hergeleitet. Nun kömmt Prinzinger — dies ist der eigentliche Brennpunkt — und will diesen benutzten Sprachdenkmalen keine Berechtigung als Grundmauer zu einem Sprachbau zu dienen, zuerkennen, dann, sagt er:

„Die uns überlieferte Schriftsprache war nicht die Mundsprache unserer Altvordern" und beweist dies mit folgenden Sätzen: „Der Deutsche hat von den Römern schreiben und auf diese Weise seine Sprache durch die Schrift mit den Eigenthümlichkeiten wälscher Zunge geben gelernt", wozu er eine Masse von überzeugenden Beispielen anführt und fährt dann fort: 1) „Der Deutsche schrieb also einst anders, als er sprach, er sprach damals, wie man auch jetzt noch im gemeinen Leben spricht, schrieb aber seine Rede im Sinne und Geiste wälscher Zunge." 2) „Es liegt ferner in der Natur der Dinge, daß die ältere deutsche Sprache nur Mundart, oder besser gesagt, eine Mehrheit von Mundarten war." 3) „Ueber den Mundarten erhebt sich mehr und mehr eine allgemeine deutsche Schriftsprache, welche sich des bisherigen wälschen Kleides entledigt." Man sieht, die Lehren sind neu, es bleibt nur noch zu sehen übrig, was Grimm dazu sagen wird.

Nachdem Pr. seine Lehre so entwickelt, nennt er Grimms System eine Irrlehre und wirft diesem großen Meister „willkürliches Verfahren," Unkenntniß der süddeutschen Volkssprache" u. s. w. vor. Sonder Zweifel sind diese Anschuldigungen stark, sonder Zweifel besitzt Grimm ein viel massenhafteres Wissen als Pr. und doch müssen wir dem letztern in einigen Punkten Recht geben. Grimms Verdienste sind groß, er hat Vieles gesammelt; hat es aber vielleicht nicht mehr zu überblicken gewußt, hat sich in einem Labyrinth verloren, jedenfalls aber hat ihn seine Gelehrsamkeit verleitet, seine Erklärungen — namentlich der Ortsnamen — von zu weit herzuholen. Bernardin de St. Pierre sagt irgendwo: „Un enfant, monté sur les épaules d'un grand homme, voit plus loin que celui qui le porte." Ließe sich das hier nicht anwenden? — Unser Zweck ist kein anderer, als die Lehrer zu veranlassen, dieses interessante Buch zur Hand zu nehmen. Wir denken nämlich, es müsse wesentlich auf den deutschen Sprachunterricht einwirken, ob Pr. Lehre haltbar sei, oder aber ob man wieder bei Meister Grimm anklopfen müsse.

Grenchen. H.

Verschiedene Nachrichten.

Eidgenossenschaft. Rütli-Urkunde. Der Wortlaut der Schenkungs- und Uebergabsurkunde, mittelst welcher das Rütli an den schweiz. Bundesrath, resp. das schweiz. Volk überging, ist folgender: „Kund und zu wissen sei, daß die Centralkommission der schweiz. gemein. Gesellschaft, Namens der letztern, das Gut genannt Rütli, am Vierwaldstättersee, in der Gemeinde Seelisberg, Kantons Uri, gelegen, welches die genannte Gesellschaft, Dank dem Patriotismus des Schweizervolkes und voraus seiner Jugend, um die Summe von Fr. 55,000 erworben hat, in den Zielen und Marchen und mit den Zubehörden,

Rechten und Bestimmungen, welche in der Urkunde der Standeskanzlei Uri, gegeben zu Altorf am 2. Heumonat 1860, enthalten sind, dem hohen Bundesrathe zu Handen der schweiz. Eidgenossenschaft schenkungsweise als unveräußerliches Nationaleigenthum überträgt, zueignet und übergibt; in der Meinung, daß die Verwaltung des obgenannten Gutes unter Oberaufsicht des hohen Bundesrathes der Gesellschaft zustehen soll und daß derselben ein allfälliger Ueberschuß des Reinertrags jederzeit zur Verwendung für gemeinnützige Zwecke überlassen bleibe."

Die Centralkommission ließ es sich angelegen sein, das Dokument, welches die Schenkung der Wiege unserer Freiheit an die Eidgenossenschaft konstituirt und in alle Zukunft ein für Einheimische und Fremde bemerkenswerthes Aktenstück der eidgen. Archive bildet, auch äußerlich auf eine der Würde und Wichtigkeit der Sache angemessene Weise auszustatten. Die Pergamenturkunde, welche obigen Text enthält, ist mit absichtlicher Hintansetzung des oft so geschmacklosen Prunkes moderner Kalligraphie im mittelalterlichen Charakter ausgeführt, welcher auch im Einband des Ganzen angedeutet wird. Die Initiale, welche ein stylmäßiges kleines Kunstwerk ist, stellt den Schwur der drei Eidgenossen im Rütli dar. Ein der Urkunde vorhergehendes Blatt zeigt in sehr gelungener Federzeichnung das Rütli in seinem gegenwärtigen Bestande; ein nachgehendes die architectonische Umfassung der Drei-Länder-Quelle nach dem Entwurfe des Hrn. Architecten Ferd. Stadler, in Aquarell. Das Siegel der gemein. Gesellschaft ist in einer silbernen Kapsel angehängt und durchweg finden sich die heraldischen Farben der Eidgenossenschaft, Roth und Weiß, einander gegenübergestellt. Ueberhaupt erfreut den Kenner die dem Gegenstande wohl angepaßte Reproduction mittelalterlicher Schrift- und Kunstweise ohne störende moderne Zuthat und Verderbniß.

Neuenburg. Das Centralkomite der neuenburgischen pädagog. Gesellschaft hat den Mitgliedern folgende 2 Fragen zur schriftlichen Bearbeitung durch Circular im Moniteur des écoles mitgetheilt: 1) Welches sind die Eigenschaften, welche der Lehrer besitzen muß, um den schönen Namen Erzieher zu verdienen und durch welche Mittel kann er bei seinen Zöglingen das sittliche und religiöse Gefühl wecken? 2) Die Burgunderkriege.

St. Gallen. Mit Freuden begrüßen wir einen nicht unbedeutenden Fortschritt im st. gallischen (evangel.) Schulwesen. Wir meinen die nam- und ehrenhafte Erhöhung des Lehrergehalts, welche das evangel. Großrathskollegium am 22. Novbr. v. J. beschlossen. Wir und mit uns gewiß die gesammte st. gall. Lehrerschaft anerkennen dankbar die diesfälligen Bemühungen und Verdienste des evangelischen Erziehungsraths und seines Präsidenten, Hrn. Kaufmann. Bei der ersten Sitzung am 15. Novbr. wurde der Gegenstand an eine Kommission gewiesen, in dem Sinne, daß sie dem Grundsatze der Alterszulagen ihre Aufmerksamkeit zuwende. Leider fand dieses Princip wenig Freunde. — Die Sparsamen des Kollegiums, die für ein geringeres Minimum stimmten, gehören meistens den agrikolen Bezirken Rheinthal und Werdenberg an. J. J. Sch.

Kommissionalbericht über die Erhöhung der Gehalte der Primarlehrer. Berichterstatter der Majorität ist Hr. Präs. Kaufmann. Nach dem Bericht bezahlen 61 Gemeinden jetzt schon das festzustellende Minimum und darüber, 92 Gemeinden dagegen stehen unter demselben.

Die Kommissionsmehrheit stellt folgende Anträge: 1) Der Gehalt eines Primarlehrers an einer Halbjahrschule von 24 Wochen beträgt wenigstens 400 Fr., an einer Jahrschule von 48 Wochen wenigstens 800 Fr. 2) Um die Ausführung dieses Beschlusses zu erleichtern, wird das evangelische Großrathskollegium aus dem Staatsbeitrage von 10,000 Fr. alljährlich 7000 Fr. auf das Büdget des Erziehungsrathes erkennen. 3) Diese 7000 Fr. werden zu Beiträgen an die Schulkassen der bedürftigsten Schulgemeinden verwendet und zwar in der Weise, daß für eine Schule und ein Jahr wenigstens 40, höchstens 150 Fr. gegeben werden. 4) Der Erziehungsrath wird alljährlich festsetzen, welche Schulgemeinden an ihre Schulkassen einen Beitrag erhalten, und wie groß dieser sein soll. 5) Bei Bestimmung der Beiträge wird der Erziehungsrath das Gutachten der Bezirksschulräthe einholen und die Größe des vorhandenen Schulkapitals, des Steuerkapitals und der Steuerlast im Allgemeinen in Berücksichtigung ziehen. 6) Die erhöhten Lehrergehalte sind von Beginn des Winterhalbjahres 1861 an zu berechnen.

Die Minderheit der Kommission, Hr. Bezirksrichter Gafafer, beantragt das Minimum für eine Halbjahrschule auf 350, für eine Jahrschule auf 700 Fr. zu stellen. Durch die Annahme der Majoritätsvorschläge würde eine zu große Last auf manche Gemeinde gewälzt.

Längere Diskussion veranlaßt die Frage, ob heute in Behandlung des Beschlussesvorschlags der Kommission eingetreten oder dieselbe verschoben werden soll. Mit 26 gegen 22 Stimmen wird das Eintreten und Erledigung beschlossen, und mit 26 gegen 20 Stimmen, daß auf die Vorschläge der Majorität der Kommission eingetreten werden soll. — Dieselben werden dann auch ohne irgendwelche Abänderung angenommen und die ganze Verordnung mit 31 gegen 14 Stimmen genehmigt. Sie ist noch der Sanktion des Großen Rathes zu unterstellen. — Das Büdget des Erziehungsrathes für erziehliche Zwecke wird auf 10,500 Fr. gestellt.

— Seit dem 8. Novbr. v. J. trat unsere st. gallische Taubstummenanstalt bereits in das zweite Stadium ihrer Entwicklung. Während des ersten Jahres der Wirksamkeit befand sie sich im Buchenthal in beschränkten Räumlichkeiten und Verhältnissen. Als neue Anmeldungen und Gesuche zur Aufnahme erfolgten, wurde die Erweiterung der Anstalt, die Gründung einer neuen Klasse und die Anstellung eines zweiten Lehrers beschlossen. Nun genügte das bisherige Lokal nicht mehr und der Verein brachte die herrlich gelegene „Kurzenburg" auf dem Rosenberg bei St. Gallen um die Summe von 44,000 Fr. käuflich an sich. Diese bietet nun mehr als hinreichende Räumlichkeiten in ganz zweckmäßiger Einrichtung dar. Mit dem Einzug in's neue Lokal und dem Eintritt der neuen Klasse und des Hülfslehrers wurde nun am 8. Novbr. eine einfache Einweihungsfeier verbunden und dieselbe mit einer angemessenen Rede des Vereinspräsidenten, Hr. Dekan G. Wirth, eröffnet. Die Anstalt zählt nun 18 Zöglinge, wovon

10 Knaben und 8 Mädchen; nach den Kantonen: 11 St. Galler, 6 Thurgauer und 1 Appenzeller; nach der Konfession: 13 Reformirte und 5 Katholiken. J. J. Sch.

Vermischtes.

Unter der Aufschrift: „Das Frickthal und Herr Rektor Birrcher von Küttigen" haben wir S. 121—124 des vorigen Jahrgangs unseren Lesern von einem Konflikte zwischen einem Bezirksschullehrer und den Gemeindeschullehrern des ganzen Bezirkes (Laufenburg) Kenntniß gegeben. Die betreffende Notiz, welche in keiner Weise Recension oder Kritik sein sollte, befand sich unter den „Verschiedenen Nachrichten" und war von einigen unschuldigen Stylübungen begleitet, welche die bekannten Sprichwörter: „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil!" „Wie man in den Wald hinein schreit, so tönt es wieder heraus!" „Wie man sich bettet, so liegt man!" mit passenden Variationen illustrirten. Nun schreibt uns Hr. Birrcher den nachfolgenden langen Brief, in welchem er einen Theil seiner Vorwürfe in Lob verwandelt, über einen andern Theil aber mit Stillschweigen hinweggeht. Wir drucken den Brief unverkürzt ab, obgleich die ganze Angelegenheit mit Herrn Prof. Rochholz unser Blatt gar Nichts angeht. Wir fügen nur folgende Bemerkungen bei: 1. Die Citate S. 122 scheinen allerdings nicht ganz genau zu sein, woran aber die „Rechtfertigung der Lehrerkonferenz des Bezirks Laufenburg" S. 9 Schuld ist; da übrigens aus dem Wortlaut der Citate keine weiteren Folgerungen gezogen wurden, so ist hierauf kein weiterer Werth zu legen. 2. Die „Rechtfertigung" gibt S. 4 folgende Angriffe des Hrn. Birrcher an: „a. die Herabwürdigung der Lehrer-, Jugend- und Volksbildung mit Wegläugnung jedes Fortschritts und jedes Vorhandenseins von intellectuellem Leben und Streben im Frickthal; b. die verächtliche Bespöttelung des religiösen Volksglaubens und des katholischen Kultus; c. die Verdächtigung des Charakters, der Sitte und Denkweise unseres Volkes." Ueber die Punkte b. und c. spricht sich Hr. Birrcher im nachfolgenden Brief versöhnend aus, so daß man darin keine weitere Beleidigung mehr erblicken kann; hingegen der Punkt a. bleibt im Briefe unerörtert und dieser ist es ja allein, der die ganze Geschichte in unser Blatt brachte. Die Laufenburger Lehrer sind so gebildet als die Lehrer der anderen Bezirke, die Laufenburger Schulen sind so gut als die Schulen der anderen Bezirke, und der durchschnittliche Bildungsstand der Laufenburger steht so hoch als derjenige der Bevölkerung der andern Bezirke. Daran halten wir fest, und so lange Hr. Birrcher das Gegentheil behauptet, erachten wir allerdings, er habe die Zurechtweisung, wie sie ihm an dieser Stelle geworden, wohl verdient. Wir bleiben dabei, er

habe die Anschauungen, welche er in dem industriellen Bezirk Aarau sich erworben, durchaus unpassend auf den ackerbautreibenden Bezirk Laufenburg übertragen, und bleiben ferner dabei, er überschätze das Glück in den Fabriken. Bekanntlich haben die Fabriken auch ihre Schattenseiten und wir haben dieselben in unserer „Stylübung" scharf herausgehoben. Glücklich das Volk, welches von Getreidebau, Weinbau und Viehzucht leben kann und sich die Fabrikate doch zu kaufen vermag! 3. Sollte Hr. Rochholz die kleine Fehde wirklich „Schulmeisterneid" genannt haben, was wir aber einstweilen noch bezweifeln, so hätte er jedenfalls etwas höchst Unpassendes gesagt. Denn Neid empfindet man bekanntlich demjenigen gegenüber, welcher Vorzüge besitzt, welche wir nicht besitzen. Nun fragen wir, um welche Vorzüge sollten die Frickthaler Lehrer den Herrn Birrcher beneiden? Um sein Schriftstellertalent? Das spricht ihm ja Hr. Rochholz selbst ab. Um die Feinheit seines Urtheils? Dafür haben wir uns schon angemessen bedankt. Um was sonst? Wir wissen es nicht und erklären überhaupt, daß hier kein Neid, sondern nur Entrüstung herrscht.

An die Tit. Red. der „Pädagog. Monatsschrift für die Schweiz."

Hochgeachteter Herr! Sie haben zu meiner Verwunderung in Ihre geschätzte pädagogische Monatsschrift für die Schweiz III. und IV. Heft S. 121 noch unter die verschiedenen Nachrichten eine Art Recension meines anspruchslosen Schulprogrammes pro 1859 aufgenommen, die zu Ihren sonst gediegenen Abhandlungen nicht recht paßt; Sie werden es daher nicht ablehnen können, wenn ich Ihnen nun zumuthe, eine möglichst kurze Erwiderung darauf ebenfalls in Ihre Zeitschrift einzurücken. Es ist zwar diese vermeintliche Recension nichts anders, als ein Auszug aus einem Schmähartikel der „Rauracia", welchen der Einsender dieser Zeilen statt zu widerlegen, lieber dem Bezirksgericht Laufenburg zur Würdigung vorlegte; und dieses heimathliche Gericht hat auch bereits in der Sache gesprochen, und den Verfasser Lehrer Schmid von Gansingen zu einer Buße und Tragung aller Kosten verurtheilt. Schon aus diesem Grunde könnte ich wieder über diesen charakteristisch genug anonymen Auszug hinweggehen, und ich hätte auch wirklich geschwiegen, wenn nicht mein ehemaliger verehrter Lehrer, Hr. Professor E. L. Rochholz in Aarau, Herausgeber der Schweizersagen aus dem Aargau, sich berufen gefunden hätte, auch seinerseits im Taschenbuch der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau pro 1860 einen Stein auf mich zu werfen. Doch berühre ich vorerst die schrecklichen Todsünden, die ich in meinen Aeußerungen über das Frickthal, d. h. den Bezirk Laufenburg mir habe zu Schulden kommen lassen:

1. Ich habe, schreit mein Hr. Recensent, die Geschichte des Frickthales schreiben wollen; — sind sagenhafte und historische „Erinnerungen" etwa Geschichte?! — Wir wollen hoffen, nein — denn diese bei dem Mangel an einheimischen schriftlichen Quellen und Urkunden gewiß nicht leichte Arbeit überlasse ich dem offenbar befähigteren Forscher und Kritiker S. und dem Redaktor der neuen Frickthaler Zeitung.

2. Der Jura trennt meine Heimath von dem Brachfeld meiner

gegenwärtigen Wirksamkeit, schrieb ich in Nro. 1 meines Sagenheftchens. Wer die Entwicklungsgeschichte unserer bereits zum dritten Mal in's Leben gerufenen Bezirksschule kennt, wird diesen Ausdruck begreifen und mir ein vielleicht zu schroffes Urtheil als die Folge unangenehmer Erfahrungen zu gute halten.

3. Seite 36 erlaubte ich mir die Worte: „So steht das Ländchen an den Ausläufern des schweizerischen Jura und an den Anfangshügeln des deutschen Schwarzwaldes, verlassen von den Trägern seiner frühern Geschichte, daher noch ein offenes Brachfeld, auf dem unter der Fahne der Freiheit die Geisteskultur noch nicht tief wurzelt, und darum noch nicht die gewünschten Früchte trägt".

Hören wir, was andere Menschenkinder über Laufenburg, Stadt und Bezirk, (denn nur auf diese bezog sich, trotz des allgemeinen Ausdrucks Frickthal, mein Urtheil) urtheilen.

Hr. Prof. Rochholz schreibt S. 253. II. Band: „Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war Schreiben und Lesen bei der Frickthaler Bauernschaft eine seltene Kenntniß".

Franz Xaver Bronner Kanton Aargau S. 343: „Die Geschichte zeigt, daß da (Laufenburg) manches Gute und Große aufzublühen anfing, aber durch die Zeitumstände erstickt wurde. Die hohen Herren fingen selbst an auszuarten, mochten sogar die Wegelagerer machen. Der Geist der Industrie, den treffliche Gäste aus Italien wecken wollten, mochte sich noch nicht aus seinem Schlafe emporraffen. Auch hier wird eine bessere Zeit das Volk zu edler Thätigkeit rufen, dann wird die Stadt das werden, wozu ihre günstige Lage sie zu berufen scheint."

Sogar ein Berichterstatter über die Ernteergebnisse im obern Frickthal in Nro. 23 der landwirthschaftlichen Mittheilungen muß klagen: „Es fehlen im Frickthal noch viele Obstbäume; besonders die edleren Sorten, welche im Freien Amt anzutreffen sind, mangeln fast gänzlich."

Im Programm der Bezirksschule Rheinfelden pro 1857 las ich vor Abfassung meines Programms des sel. Fetzers Worte, gesprochen bei der Eröffnung der dortigen Sekundarschule: „Glaubet mir, liebe Söhne! wenn wir längst hinübergegangen sind in's bessere Jenseits, wenn ihr dann als brave Männer über unsern Gräbern wandelt, werdet ihr dankbar der Bemühungen der Väter gedenken, und mancher von Euch wird ausrufen: was wäre ich jetzt, hätten die da unten nicht für mich gesorgt!" Ich las diese Worte mit Rührung und Ehrfurcht und schrieb S. 26 mit einer gewissen Eifersucht: „Die Schwesterstadt Rheinfelden freut sich bei festlichen Anlässen ihrer geistigen Errungenschaften und wissenschaftlichen Schätze." — Ich suchte im Bezirk Laufenburg umsonst nach solchen Stätten und Grabhügeln, wo die Erinnerung weilen und das Andenken ausruhen mochte. Bei einem Grabe aber, Hr. Kritiker, mußte ich mehr als einmal stille steh'n und die Worte wiederholen, die einst der treffliche Staatsmann des Aargaus, Hr. Herzog, zu dem dort Ruhenden gesprochen hatte: Und wenn Sie 10 Jahre im Frickthal wohnen, so werden Sie doch nie heimisch wer-

den! — Ich wagte nicht, aus Ehrfurcht vor heimischer Geschichte, den Frickthalischen Haupthelden, den Grafen Irminger, als Sagenfigur darzustellen, während Hr. Prof. Rochholz ihn bereits zum Kriegsgott Hermann (Wodan) vergeistigt, die geschilderte Hunnenschlacht zu seiner Festfeier und die heranreitenden Feinde zu seinen begleitenden Schlachtjungfrauen umgedeutet hat. So also von der Vergangenheit leider verlassen, wandte ich mich hoffnungsvoll zu den Lebenden, und mit welchem Erfolg und Dank? Hr. Recensent, Sie wissen hierauf am besten Antwort! — Liegt in meiner derben Klage etwas anderes als der ernste Mahnruf zum Erwachen an die schlummernde heimische Volkskraft? und wer verdient oft eher Dank, der fade Lobhudler und Toastirer an allen Gesangfesten oder der ruhig wirkende und schmollende Tadler? der großsprecherische angebliche Ehrenretter seiner Ahnen, der bei dem ersten besten Anlaß seiner Heimath den Rücken kehrt, oder der Fremdling, der aus Liebe zu seiner Anstalt wiederholt günstige Aussichten verschmähte, und einzig unter drückenden, immer wechselnden Verhältnissen ausharrte? Oder wagen Sie etwa, Hr. Recensent, zu behaupten, im obern Frickthal sei nichts mehr zu verbessern, zu kultiviren oder in's Leben zu rufen? und wenn Sie dies nicht zu bejahen wagen, so sagen Sie mir, was haben Sie bisher gethan und geleistet? Das Volk mag Ihnen statt meiner antworten.

Ich sagte ferner S. 20 meines Sagenheftchens: „Der Frickthaler ist autoritätsgläubig und altfromm; das Volk verehrt, ohne zu wissen warum, die heilige Agatha.“ Wo steht, wahrheitsliebender Mann, „Heilige“ überhaupt, oder die andern mir angedichteten Worte: „Das Volk hängt an kirchlichen Ceremonien und Segnungen und befleißt sich eines dummen Aberglaubens“? Ich zweifle nicht, es läge in Ihrem Wunsche, ich hätte dies und noch mehr geschrieben? Allein ich sagte bloß S. 1 und 4 mit Grund: „Liebe zum Althergebrachten wohne im Herzen des Frickthalers und spiegle sich auch in Religion, Sitte, Sage und Lied.“ Ist dies etwa nicht wahr? oder gereicht dieser Charakterzug nicht jedem Volk zur Ehre? oder behauptete Hr. Prof. Rochholz S. XVIII. Bd. I. nicht ungefähr dasselbe, wenn er sagt: „Der Frickthaler ist wortkarg, langsam, beharrlich und autoritätstreu“?

Weiter bemerkte ich S. 7: „Unter diesem Drucke bewahrte der Frickthaler dennoch seinen ihm angeborenen Charakter von Schlauheit und neckendem Witz.“ Sagt uns die Geschichte und Erfahrung etwas anders? Hat nicht jedes Volk auch seine Schwänke und Lallenburgerstreiche, wie jeder einzelne Mensch neben seinen Tagen der Arbeit und des Ernstes die Stunden des Scherzes und der Erholung?

Endlich wagte ich S. 1 noch die kecke Behauptung: „Mit der Verwischung der ehemaligen Grenzlinie zwischen der schweizerischen Eidgenossenschaft und den österreichischen Vorlanden hat die geschichtlich politische Verschmelzung mit dem republikanischen Volksgeiste noch nicht völlig Statt gefunden.“ — Fällt die Geschichte ein anderes Urtheil über Russisch- und Oesterreichisch-Polen? oder über das ehemalige bernerische Waadtland? und gibt es im Grunde einen edleren Charakterzug im

Volksgeist, als diese Liebe zu seiner Vergangenheit? Sie meinen also wirklich, ich hätte so ein harmloses, braves und intelligentes Völklein beschimpft? Harmloser und intelligenter als Sie, ist dieses Völklein sicher, und mancher ehrliche Frickthaler würde wahrscheinlich Bedenken tragen, in Ihnen das vollendete Ideal eines Frickthalers aufgestellt zu sehen. Aber frage ich endlich, wozu soll ich dies alles, was Sie mir vorwerfen, gesagt haben? um als Sektenstifter mir einen Anhang zu machen! — Schämen Sie sich nicht, auf dem mittelalterlichen Gaul des Religionshasses Ihr harmloses Völklein zu ärgern? Stehen Sie nicht ein wenig an, mir mit einer geschlossenen Phalanx der Lehrerschaft zu drohen, während Sie wohl wissen, daß so manche einsichtsvollere Collegen keine Freunde von Maulhelden sind, und gleich Anfangs die Reihen dieser Haselstockgarde so sehr gelichtet haben, daß nichts mehr von diesen gefürchteten Schwarzen zu fürchten ist? Allein wissen Sie was? lassen Sie Ihre Ahnen in ihren Gräbern ruhig schlummern, ich bin überzeugt, sie werden mit klarern Augen Wahres und Falsches, Gut- und Bösgemeintes unterscheiden, und allfällig erlittenes Unrecht mir mit meinem Streben, ihre Enkel zum Guten anzuspornen, verzeihen; sorgen Sie vielmehr dafür, daß einst die Nachwelt Sie segnen und an Ihrem Grabe betend flüstern kann: Was wären wir jetzt, wenn der da drunten nicht für uns gesorgt hätte! — Ich fühle mich einstweilen noch behaglich in meinem bescheidenen Wirkungskreis, mitten unter dem harmlosen Völklein und unter der getreuen Aufsicht der Tit. Schulbehörden. — Leben Sie wohl, Hr. Recensent, es grüßen Sie die Küttiger von ihren stolzen Weinbergen, die Buchser und Suhrer auf ihren wunderschönen Wässer-Matten, und auch die Kulmerthaler, glücklich bei ihren Manufakturgeschäften und goldenem Gewerbfleiß, winken Ihnen für immer Adieu! — lassen Ihnen aber sagen, Sie sollen, um keine derartigen Recensionen auf Stelzfüßen mehr zu schreiben, erst folgende Kritik aus dem Literarischen Centralblatt für Deutschland Nro. 29 vom 21. Juli 1860 S. 460 lesen, wo es heißt: „Birrcher, A., Rektor zu Laufenburg, das Frickthal in seinen historischen und sagenhaften Erinnerungen ꝛc.“ Der Verfasser nennt die kleine Schrift einen Beitrag zu Rochholz' aargauischen Sagen, und das ist sie denn in der That auch, wenigstens zur Hälfte, indem er auf S. 38—76 eine Reihe von 34 Sagen mittheilt, die zum größern Theile Erzählungen von Schätzen und deren Hebung, so wie von gespenstigen Thieren zum Inhalt haben, doch durch mancherlei eigenthümliche Züge nicht ohne mannigfaches Interesse sind. Der Verfasser hat einzelne derselben auf hervorragende mythische Persönlichkeiten (S. 31—37) zu deuten versucht, und wenn er auch wohl zuweilen darin etwas zu weit geht, so wird man doch diese Deutungen immerhin als Fingerzeige dankbar benützen können. Eine zu festen Resultaten führende Untersuchung über die Spuckthiere im Allgemeinen fehlt noch, und würde mit Benützung des namentlich von Rochholz zusammengebrachten Stoffes eine dankbare, wenn auch schwierige Aufgabe sein. — Der erste Theil der kleinen Schrift behandelt die historischen Erinnerungen des Frickthals und liefert sehr ansprechende Skizzen, namentlich

aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts. Zu der Erzählung über den Ursprung des Namens Hornussen bei Rochholz II. S. 238 kommt hier eine zweite Version; über die andern auf S. 13 mitgetheilten Hornusserstückchen bemerken wir, daß die Erzählung vom Absagen des Astes sich auch in einem indischen Lalenbuch (bei Aufrecht Catal. cod. manuscr. sanscriticorum P. I. p. 156), so wie die von dem Probesteine sich in den Asteia des Hierocles findet. A. K.

So, meinen die Küttiger, hätte eine vernünftige kurze Kritik lauten sollen, und die Suhrer und Kulmerthaler rathen, ich soll über die ganze Sache kein Wort mehr verlieren, und die haben Recht — also damit Punctum. —

Ueber die nun ebenfalls kritisirte Schulmeisterkritik äußerte sich Hr. Prof. Rochholz gleich Anfangs lachend: „Es ist reiner Schulmeisterneid! — Hätte ich damals also denken können, daß dieser, mein verehrter Lehrer den Anlaß benützen würde, um seine eigene überlegene Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit, seine eigene Größe und absolute Alleinberechtigung zur Kulturgeschichte im Aargau an den Tag zu legen, und hinter dem an sich unbedeutenden Handel mit einigen schulmeisterlichen Vielfressern oder Dunkelmännern eine großartige Volksprotestation herauszuklügeln?! — Er, der seinem dankbaren und anhänglichen Schüler so manche Mittheilung für seine Sammlung verdankt; Er, der das viribus unitis als Devise auf das Portal dieser Geisterkirche setzte; Er, der zufolge S. XXXI. Bd. I. seiner geschätzten Sammlung so wohl wußte, „wie oft schon ein solches Verhältniß für die literarische Bosheit den Anlaß gab, Anschuldigungen zu erheben, die grundlos waren, und doch eine Weile Glauben fanden"; Er, der nicht ohne Grund Müllenhoff's Klage citirt über die feindseligen Stimmen, die seinem Werke vorwarfen, es enthalte Gotteslästerung und mache vor den Augen der gebildeten Welt dem Lande und seiner Geistlichkeit nur Schande. Er, der S. XV. Bd. II. den Sammler ermahnt, auch das Unscheinbare, Absurde nicht zu verschmähen, sondern zu ehren, wie jener Bauer, der ein altes Stück Eisen aufhebt und in die Schleife seines Wagens wirft, bei sich denkend: wer weiß, wozu es später gut sein kann! — Er, der S. 27 richtig bemerkt: Erst bei dem Gebildeten beginne der kahle verstummende Neid; er kann nun selbst einen gewissen Aerger und ein beleidigtes Selbstgefühl nicht unterdrücken, nicht verbergen, daß einer seiner Zöglinge sich unterstanden hat, einen selbstständigen Beitrag zu seiner großen Sagensammlung zu liefern, sondern nennt ihn einen unberufenen, unbedeutenden Sagensammler, und tröstet das gekränkte Volk: Es werde bald wieder über seinen Unmuth lachen, sehe es doch täglich, daß wie die Kraft seiner Wasserfälle durch die Höhe, so auch das Gewicht des Urtheils durch den Werth oder Unwerth des urtheilenden Geistes bedingt sei — als ob es nicht auch majestätische Wasserfälle gäbe, deren Wassermasse gerade wegen des zu hohen Falles sich in einen sanften unschädlichen Staubregen auflösen könnte!

Allein, handelte es sich hier um schriftstellerischen Ruhm, nach dem selbst Primarlehrer so begierig sind, oder gar um einen Wetteifer an

Gelehrsamkeit und Gleichberechtigung? Gewiß nicht, nein, sondern lediglich um die Hebung unserer kleinen Lehranstalt. Zwar wären für ein Programm andere Stoffe pädagogischen Inhalts zur Genüge zu Gebot gestanden, allein es handelte sich anderseits auch darum, für die eigenen Druckkosten einigen Ersatz zu erlangen, mithin ein Thema aufzusuchen, das dem Volke näher lag, als pädagogische Abhandlungen, und es als sein Eigenthum und als das Produkt seiner Muttererde auch interessiren sollte. Wie gern hätte ich à la Rheinfelden irgend ein glorreiches Blatt aus der grauen Geschichte Laufenburgs entrollt, ich fand eben leider keins; und griff daher nach dem Einzigen, was sich mir darbot, nach den sagenhaften und historischen Erinnerungen, in der Hoffnung auf die Morgendämmerung einer schönern Zukunft. Hat mein entworfenes Bild nicht angesprochen, so sollte mir, um mit Hrn. Rochholz zu sprechen, das Publikum nicht schmollen, da es noch kein Grund ist, das Bildniß der Ahnfrau von der Zimmerwand wegzuthun, weil seine steiffreundliche Wunderlichkeit und seine altmodische Umrahmung nicht mehr zu den modernen Möbeln paßt, oder, setze ich hinzu, weil es beim ersten Versuch noch nicht ganz gelungen ist. — Ich hoffe und wünsche, es möge mein Zerrbild einen bessern und würdigeren Künstler veranlassen, Hand an's Werk zu legen, und es möge die von mir ersehnte Morgenröthe einer durchgreifenden Volksbildung und einer glücklicheren gesegneteren Zukunft auch trotz meinen Bemühungen und ungeachtet meiner eckigen Schilderung für den Bezirk bald anbrechen, mein Sagenheftchen nicht nur in Schatten stellen, sondern unter den alten Grümpel begraben lassen. — Hr. Rochholz tadelt, ich hätte die Sage nicht in ihrer Ursprünglichkeit, nicht in ihrer landschaftlichen Besonderheit aufgefaßt. Ich gab die Sagen getreu wieder, wie ich sie aus dem Volksmunde gehört oder aus Handschriften erhalten, eingedenk der Worte des Hrn. Prof. Rochholz S. XXIV: „Der Sammler übermeistert seinen Stoff nicht, sondern dient ihm, seine Feder notirt nicht mehr, als seinem Ohr wirklich zugekommen ist" und überlasse es ihm, die von mir zurückgestellten unbequemen Räthsel zu lösen, kann er ja trotz seines Tadels nicht umhin, sogleich den von mir gesammelten Stoff zu benützen. Ich tröste mich mit ihm: „Dieser Gefahr (durch eine literarische Bosheit verlästert zu werden S. XXXI. Bd. I.) kann freilich kein Thätiger ganz ausweichen, wer an die Straße baut, muß sich tadeln lassen, doch wer die Vögel fürchtet, wird nicht lang Hirse säen."

Ich bin weit entfernt, die literarischen Verdienste des Hrn. Rochholz im Geringsten schmälern zu wollen, er mag sich meinethalb für den privilegirten Wodansjäger halten, ich mache ihm dieses Jagdpatent nicht streitig; allein das muß er sich gleichwohl gefallen lassen, daß ein Freibeuter oder Freischütz das gejagte Häslein nicht immer in die Garküche oder Beitze nach Aarau abliefert, sondern ihn nach seiner Weise zu Hasenpfeffer präparirt, auch wenn er diesem oder jenem Feinschmecker nicht munden sollte. — A. Birrcher, Rektor.

Druck von Frid. Schmid, jun., in Glarus.